

Wissensnacht — Glaubensmacht.

Finstere Nacht!

Gewaltiger Sturm fegte durch die Himmelsräume, und dicke Wolken lagerten ringsum. Der Mond, der eben noch sein strahlend Licht — ach, nur erborgtes Licht! — ausgesandt hatte, war völlig verdeckt, kaum schimmerte noch ein Sternlein hie und da.

Finstere Nacht!

Ruhlos wälzte ich mich auf meinem Lager, — in mir auch Nacht! Ich hatte gestrebt nach Licht, ich hatte geforscht, ich hatte in den Tiefen des Wissens gelesen, ich hatte den Kopf mit der Erkenntnis und Weisheit der Welt gefüllt — — und ach, dabei war das Herz, das arme, unruhige, immer leerer geworden, und je leerer es wurde, desto begieriger schlug es nur. Wonach denn? — Nach Frieden, nach Ruhe, welche alles Wissen nicht gab.

Und doch, war das Wissen denn nicht ein gar erhabenes und erhebendes Ding? War es nicht doch auch Seligkeit, in seinen Tiefen zu forschen und in dem Bewusstsein zu schwelgen: Das Alles hat die Menschheit, deine Menschheit — und in ihr du selbst — aus eigner Kraft geschöpft! — Aber Frieden, den gab dies nicht; und qualvoll war mir der Gedanke an den Mond, an sein — erborgtes Licht.

Der Sturmwind fuhr ums Haus, ich lauschte sein, und wie ich lauschte, wurde sein Brausen zum Wiegenlied, das mich aus der quälenden Gegenwart hinübertrug in die Grenzenlosigkeit des Traumes. — Da erscholl eine Stimme an mein Ohr: „Du suchest den Frieden in der Erkenntnis, und hältst das Wissen für das höchste Licht; komm, o Mensch, lass dich leiten an die Ufer der Ewigkeit und siehe, was ich dir zeigen will.“

Und eine unsichtbare Hand ergriff die meine und führte mich durch das Sausen des Sturmes fort, so weit, so schnell, dass mir die Sinne schwanden. Und als ich endlich zu mir kam, standen wir im Dunkel der Nacht an einer breiten Strasse, und mit Verwirrung sah ich tausende von Gestalten vorüber eilen. Und die Stimme meines Führers rief mir zu: „Schau hin, das ist die Zeit, die hinüber hastet zur Ewigkeit und mit sich reisst alles, was geboren ist, die Grossen und

die Kleinen, die Armen und die Reichen, die Wissensstolzen und die Demütigen. Wir sind ihr fast zwei Jahrtausende nachgeeilt, und du siehst, was sich vor dieser Zeit der Ewigkeit näherte. Blicke genauer hin, du erkennst in der Menge Gestalten mit Lämpchen und Kerzen, das sind deinesgleichen, die Wissensdurstigen und Erkenntnishungrigen mit dem Licht, das sie im Leben errungen hatten; aber siehe, wie ihr Licht verschwindet in der Ewigkeit."

Ich musste scharf hinblicken, da sah ich hin und wieder in dem Dunkel Lichtlein aufblitzen, hier ganz bescheiden, dort etwas heller, aber selten eine auch nur kleine Wegstrecke erleuchtend. Doch wohin wälzte sich der ergreifende Zug der Zeit? — Zur Ewigkeit hiess es, ich blickte dorthin, zum Ziel, und siehe da, am fernen Horizont erstrahlte ein helles Licht, das weithin leuchtete, so dass auch einzelne Strahlen bis zu uns drangen, und als ich wieder genauer in das Dunkel blickte, siehe, da sah ich hier und dort ein Gesicht, das war jenem Licht zugewandt und zeigte selbst einen hellen Glanz, und in ihm gewahrte ich, was ich so heiss ersehnte, — Frieden.

„Was ist das für ein Licht, Fremdling, sage es mir, führe mich zu ihm hin!" — Und erregt packte ich meines Führers Hand. Die Stimme rief nur: „Schau hin, erkenne es selbst!" Und als ich mit aller Kraft mein Gesicht hinrichtete und mit meinen Augen die Ferne zu durchbohren trachtete — da musste ich sie betroffen wieder senken; denn nun erkannte ich, dass jenes Licht ausstrahlte von einem hochragenden Kreuz. — Das also war die Friedensquelle?

Und immer wieder musste ich in das wandernde Getriebe vor mir blicken, und siehe, manche wohlbekannte Gestalt hastete an uns vorüber, einige mit gesenktem Blick, andere mit Stolz auf ihr dürftig Lämplein schauend, einige mit bitter verzerrtem Antlitz, andere mit jenem Friedensschimmer auf der hellen Stirn. Und wo ich mich nicht zurecht fand, half mir mein Begleiter.

„Siehst du jenes Dreigespann? Es sind die Neuplatoniker Plotin, Porphyrios, Jamblichos. Sie glaubten Gott zu schauen und sahen — Dunst! — wie dünn ihr Lämplein flackert, und doch sollte es das ewige Licht verdrängen!"

„Wer ist der Reiter in ihrer Nähe?"

„Julian, der Abtrünnige, liest du nicht in seinen zerrissenen Zügen das niederdrückende: Galiläer, du hast gesiegt!"

„Und jener Mann, der so strahlend der Ewigkeit entgegeneilt?" „Augustin!"

Vorwärts drängten die Gestalten, rastlos, lautlos. Jetzt nahte ein langer, langer Zug, düster und selten von einem kleinen Licht durchbrochen: viele Mönche in wallenden Ordensgewändern, sie schleppten schwere Folianten, viele den Aristoteles. Gar manche vergassen darüber nach dem ewigen Licht zu blicken, doch auch manche hellleuchtende Gesichter sah ich.

„Sieh da, Anselm von Canterbury, er „glaubte, um zu wissen" und wollte das ewige Licht mit seinem eignen Lichtlein erleuchten; aber siehst du doch den hellen Glanz auf seiner Stirn? — Nicht weit hinter ihm pilgern zwei, siehst du sie? Auch sie leuchten: Thomas von Aquino und Duns Skotus, aber auch sie wollten mit ihrem Wissen zum ewigen Licht führen. — Und siehst du zwischen den

Mönchen die Araber? Sie tragen auch ihre Lampen, aber ach, ihr Oelkrüglein heisst Aristoteles, und das hält nur gar so kurze Zeit an, und ihr Antlitz liegt ganz im Schatten."

Doch jetzt hellten sich die Schaaren auf, die Lichter wurden zahlreicher und leuchtender, gar manchen erkannte ich: Giordano Bruno von brennenden Holzscheiten umgeben, Nikolaus Cusanus, der Cardinal, Baco von Verulam, Kopernikus, Kepler, in ihrer Mitte mit hellstrahlendem Antlitz Martin Luther, Calvin, Zwingli, das Auge fest zum leuchtenden Kreuzeslicht emporgerichtet, Cartesius, und dort drüben Newton mit heller Leuchte und heller Stirn, — wie kann ich sie alle nennen, die mit und nach ihnen vorüberzogen! Aber so viele es auch waren, ihre Lampen brannten doch alle düster, sie konnten die Dämmerung nicht überwinden, das konnten nur die einzelnen Strahlen, die als ‚Wiederschein' des ewigen Lichtes zu uns drangen. Die andern Lichter aber glichen vielfach dem Irrlicht über dem Sumpf: sie hüpften unstet eine Zeit lang hin und her, dann versanken die meisten in der Ferne.

Nun merkte ich, jetzt kam die neue Zeit, jetzt sollte auch unser Licht, unsre helle Erkenntnis an uns vorüberziehen. Mein Herz pochte schneller. Würde sie die Dämmerung mehr aufhellen? Und Gestalt auf Gestalt flog vorüber, manche helle Lampe in der Hand, heller denn je — und doch, sie leuchtete nur wenige Schritte. Wohl war allgemach das Düster einer schwachen Dämmerung gewichen, aber Tageslicht — ach, das war es noch lange nicht. Tageslicht schien drüben am Horizont zu herrschen. Wunderbar! Fast zwei Jahrtausende waren mit ihrem eignen Leuchten an mir vorübergezogen, der Ewigkeit entgegen, ihre Lichter waren alle längst im Dunkel verschwunden, und eines hatte das andere abgelöst; aber ungeschwächt, ja, wohl eher noch strahlender grüsste das Kreuzeslicht mit mildem Glanz zu mir herüber, alles fremde Licht besiegend und manches edle und bekannte Gesicht beleuchtend. Aber viele Gestalten mit hellen Lampen zeigten trotzdem nur schattenhafte Züge, und Frieden — ach, den gab es in ihnen nicht.

Und nun, ja, das war die Gegenwart, ich sah es an bestimmten wohlbekannten Gestalten und dort, dort — — mein eigen Bild, ein winzig Lämpchen in der Hand, wie das Licht des Leuchtkäfers, ach, so bescheiden, so ärmlich, und das Gesicht ruhelos zur Erde gebückt, auf ihr suchend und nicht findend, im Schatten stolpernd, ohne einen Strahl vom ewigen Licht. — —

Ich verhüllte mein Angesicht und mitleidsvoll zog mich die leitende Hand von der Strasse der Zeit und dem Ufer der Ewigkeit fort.

* * *

Ich erwachte!

Verwirrt schaute ich um mich, der Sturm schwieg, und im Osten erhob sich strahlend und die Höhen des Himmels mit dem roten Purpur der Liebe schmückend die Herrin des Tages, die leuchtende Sonne.

Ja, die Sonne, kein erborgtes Licht! Wohl kann sie durch Wolkenschleier verhüllt werden, wohl kann die Dämmerung auftauchen, ja, die Nacht emporsteigen;

— aber die Sonne bleibt doch am Himmel und leuchtet ungeschwächt, auch dann, wenn sie schon Tausenden und Abertausenden ihr Licht gespendet hat. — Und ich musste des ewigen Lichtes denken, das ich geschaut, und eine Ahnung dämmerte in mir auf, dass es eine Glaubensmacht gibt, gegen welche die stetig wechselnde Weisheit und Erkenntnis des Menschen Nacht und Finsternis ist. Und meine Seele wandte sich empor zu jenem Licht und zu jener Macht und fühlte es: dort ist der Frieden, den du suchst. Ja, mache auch du dich auf und werde Licht, werde ein Abglanz des ewigen Lichtes.

E. Dennert.



Was heisst „modernes Geistesleben“?

Mensch und Welt, Geist und Natur, Subjekt und Objekt — das sind die beiden Pole, um welche zu allen Zeiten das Geistesleben der Menschen sich bewegt hat. Rückt der Geist, das Subjekt in den Mittelpunkt des Interesses, so ergibt sich eine Periode der Verinnerlichung, Verfeinerung, Vertiefung. Tritt die Welt, die Natur in den Vordergrund, so wird das Leben des Menschen äusserlich. Über dem Streben nach Erkenntnis und Beherrschung der Natur müssen die Bedürfnisse der Seele zurückstehen.

In unseren Tagen ist nun das Verhältnis zwischen den beiden genannten Faktoren ein ganz eigentümliches geworden: Man kann nicht mehr sagen, dass die Erforschung der Natur dem modernen Geistesleben sein charakteristisches Gepräge gebe. Denn man hat einsehen müssen, dass aller Glanz der Kultur und alle Höhe der Verstandesbildung den Menschen nicht auszufüllen vermag. So ist ein Rückschlag aufs Subjekt erfolgt, das nun zum Teil mit rücksichtsloser Schärfe und grenzenloser Selbstüberhebung sein Recht geltend macht gegenüber der objektiven Welt. Man kann aber auch nicht sagen, dass dieser Rückschlag stark genug gewesen wäre, um das ganze Geistesleben in seine Bahn zu ziehen.

Wir erleben vielmehr das eigenartige Schauspiel, dass beide Pole des Geisteslebens sich trennen und einander fremd und feindselig gegenübertreten. Hier Studium der Natur, Wirklichkeitssinn, Naturbeherrschung, technische Kultur — mit Beiseitesetzung aller subjektiven Interessen. Dort eine förmliche Flucht vor methodischem Studium, vor sachlichen Wahrheiten, dagegen die Forderung, vor allem das eigene Ich zu kultivieren, zu erhöhen, zu verfeinern. Es gibt keine Macht, welche Subjekt und Objekt zu vereinigen, Seele und Aussenwelt zu versöhnen vermöchte. Jedes Band der Gemeinschaft ist zerrissen; und die Gegensätze prallen mit unvermittelter Wucht aufeinander.

1. Die Gegensätze im modernen Geistesleben.

Zwar der Gegensatz von Natur und Geist hat immer bestanden, solange Menschen auf dieser Erde wohnten und Hütte und Leben gegen die Elemente zu schützen trachteten. Aber in unseren Tagen hat er sich ins Unerträgliche verschärft. Jene ursprüngliche Naivität, mit der sich vergangene Geschlechter dichtend und glaubend über die Widersprüche des Daseins erhoben, ist uns verloren gegangen. Der Mensch ist kleiner und hilfloser, die Natur gewaltiger und unerbittlicher geworden. Unermessliche Fernen dehnen sich vor uns aus, denen gegenüber der Mensch zu einem ameisenhaften Nichts herabsinkt.

Wohl hat gerade in unserer Zeit der Menschengeist dank der Naturwissenschaft die Natur in einem Grade bezwungen, die früheren Geschlechtern märchenhaft erscheinen würde. Aber der Erfolg entspricht den vielfach gehegten Erwartungen nicht: Jene Spannung zwischen Natur und Mensch ist durch die Wissenschaft nicht gehoben, sondern nur noch verschärft. Die täglich wachsende Masse von Einzelkenntnissen macht es uns zur Gewissheit, dass wir hier vor einer dunklen überragenden Grösse stehen, deren unerschöpfliche Tiefen all unserer Erkenntnis spotten. Nur eins ist den Forschern immer klarer geworden, dass nämlich in allem Naturgeschehen ein unerbittlicher Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung waltet. Aber gerade die Erkenntnis der in der Natur herrschenden Gesetze lässt dem Menschen die Natur wie eine unerbittliche finstere Macht gegenübertreten, der er sich mit Leib und Seele verfallen fühlt und in deren eiserner Umarmung jeder Anspruch auf Freiheit und Selbständigkeit des Geistes gegenüber der Natur scheint verstummen zu müssen.

Kein Wunder, dass eine trübsinnige Verzagtheit an der Welt und dem Leben um sich greift und dass trotz alles Grosstuns das niederdrückende Gefühl der eigenen Kleinheit und Wertlosigkeit wie ein Alp auf der Menschheit lastet. Aber gerade dieses schmerzliche Bewusstsein seiner Kleinheit ist geeignet, ihn an seine Grösse zu erinnern. Der Mensch würde sich nicht so klein fühlen, wenn er sich nicht an höheren Massstäben seines Wesens zu messen hätte, er würde nicht so unbefriedigt sein, wenn nicht eine grössere Tiefe seiner Natur nach Entfaltung ränge. Daher der Drang, sich in sich selbst zu vertiefen, sich in seinem eigensten Wesen zu behaupten und — sei's auch mit knabenhaftem Trotze — das kleine Ich der ganzen Welt entgegenzuwerfen. — —

Neben diesem steht ein anderer Gegensatz, der das moderne Geistesleben aufregt: Der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft. Der Gang der wirtschaftlichen Entwicklung brachte es mit sich, dass sich die Einzelnen immer mehr in Arbeitsverbände zusammenschliessen mussten, um bestehen zu können. Der Einzelne ist mit dem Leben der Gesellschaft durch tausend Fäden verbunden. Sie weist ihm nicht nur die Mittel zu seiner Existenz an, sondern beherrscht auch durch Verein und Zeitung, durch Mode und Verkehrsform sein geselliges und privates Leben bis hinein in den Schoss der eigenen Familie. So wird der Mensch zu einem blossen „Glied der Gesellschaft“, zu einer blossen Nummer in dem ungeheuren Kulturgetriebe.

Aber auch hier leidet das Individium unter solcher Abhängigkeit. Und sobald es einmal merkt, dass sein Bestes, sein Eigenleben, darunter verkümmert, erhebt es sich, um die Ketten abzuschütteln, mit denen es sich von der Gesellschaft gebunden fühlt und sich nach eigenem Lebensgesetz zu entwickeln. So entsteht zwischen Individuum und Gesellschaft eine Spannung. Der Einzelmensch tritt in heimlichen oder offnen Gegensatz zur Gesellschaft. Er möchte sein eigener Herr und Gesetzgeber sein und fängt an, sich selbst als den bewegenden Mittelpunkt und den höchsten Zweck all der mannigfachen sozialen Ordnungen, als den schöpferischen Quell alles Fortschreitens in Kunst und Wissenschaft zu erfassen. Und so — erfüllt von erhöhtem Selbstgefühl — erhebt er sich gegen den Zwang der überlieferten, durch Recht und Sitte geheiligten Ordnungen. Diese Revolution des Einzelmenschen gegen die Gesamtheit hat in Friedrich Nietzsche ihren charakteristischen Vertreter gefunden. In ihm reisst sich das Individuum mit Bewusstsein von der Gesellschaft los, um von nun an keine Massstäbe allgemeiner Art über sich anzuerkennen, sondern lediglich den eignen Instinkten und Trieben gemäss das Leben zu gestalten. Durch ihn ist der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft akut geworden.

2. Charakteristik des modernen Geisteslebens.

So stehen sich Natur und Mensch, Gesellschaft und Einzelmensch als unversöhnte Gegner gegenüber. Und dieser Widerspruch ist es, der das Leben unserer Zeit zerreisst und dem modernen Menschen sein zwiespältiges Gepräge gibt.

Wir stehen erschüttert vor den Tiefen des Raumes und der Zeit und bekennen, uns zugleich zu einer Philosophie, die Raum und Zeit leugnet und zu blossen Anschauungsformen des Verstandes herabsetzt.

Wir beugen uns blindlings unter die „ehernen" Naturgesetze und behaupten gleichzeitig den subjektiven Ursprung dieser Gesetze. Wir haben unbedingte Achtung vor der Natur als einer überragenden Grösse, wir fühlen in unserem eigenen Dasein uns tausendfach von ihr abhängig, und wollen sie doch auf der anderen Seite nur als Erscheinung unserer Innerlichkeit gelten lassen.

Der Mensch gilt als Produkt seiner Umgebung und doch will man ihm einen allen sozialen Zusammenhängen überlegenen Wert zusprechen. Wir durchschauen klar die Gemeinheit und Selbstsucht der menschlichen Natur, und begeistern uns doch für den Fortschritt der Menschheit. Der Kampf ums Dasein wird zum leitenden Gesetz, auch des menschlichen Handelns erklärt, und man glaubt doch die Forderung der Humanität für das soziale Leben aufrecht erhalten zu können. Man huldigt dem Determinismus und ist von der Naturnotwendigkeit alles menschlichen Handelns überzeugt, aber auf praktischem und politischem Gebiete fordert man die Freiheit des Einzelnen. Wir sehnen uns nach einer idealen Welt, in der das höchste Streben und Schaffen des Geistes seine Heimat fände, und sind geneigt, jeden Aufstieg ins Unsichtbare, Übersinnliche als Illusion zu verspotten. Wir sind Pessimisten und von der Zwecklosigkeit der Welt durchdrungen und können es

doch nicht lassen, diese Welt zu verherrlichen und mit einem Schimmer des Göttlichen zu umgeben.

Wenn diese Widersprüche auch nicht von allen empfunden werden, wenn es auch viele gibt, die einen Ausweg gefunden und sich mehr auf dieser oder jener Seite festgelegt haben, — so bestimmen sie doch den Charakter des geistigen Gesamtlebens und bilden den Hintergrund, der durch das Wechselspiel des individuellen Seelenlebens immer wieder hindurchscheint. So erzeugt sich jene zwiespältige Seelenstimmung, die den Mangel an innerem Halt ganz verschieden äussert, hier in hastigem Herumgreifen nach dem Neuen und Neuesten, dort in dem eigensinnigen beschränkten Festhalten an dem längst überlebten Alten, hier in düsterer Schwermut und wilder Zerrissenheit, dort in leichtsinnigem Lebensgenuss und einem alle ernsteren Fragen abweisenden, gleichmütigen Skeptizismus.

In dieser Zwiespältigkeit des modernen Geisteslebens liegt seine Schwäche und seine Stärke — ja, auch seine Stärke. Denn die gewaltigen Gegensätze, die sein Inneres erschüttern, bilden für den tiefer angelegten Menschen einen steten Ansporn aus einem bequemen Dahinleben herauszutreten und den Kampf um die eigene geistige Existenz auf sich zu nehmen. Er sieht sich fort und fort genötigt, entgegenstehende Denkmöglichkeiten auf ihre Wahrheit zu prüfen. Dabei muss der kritische Sinn sich schärfen und ein rücksichtsloser Wahrheitssinn sich entfalten, der vor keiner Folgerung zurückschreckt, auch wenn darüber Heiligtümer fallen und traute Träume zu nichte werden. Wenn aber so das Innenleben in beständigem Flusse bleibt, da ergibt sich als nächste Folge eine Weltoffenheit, die unbeirrt durch vorgefasste Meinungen jeder Erscheinung ein volles Verständnis entgegenzubringen vermag. Hand in Hand damit geht die Freude am Wirklichen, die dem Denken, Dichten und Gestalten des modernen Menschen immer neue Nahrung gibt. Bei dem hingebenden Studium des Wirklichen hat sich ihm denn auch jene wunderbare Feinsichtigkeit und Hellhörigkeit entwickelt, die ihm ein gesteigertes Mass von Eindrücken zuführt und zugleich ihn befähigt, die zusammengesetzteste Erscheinung in die allerfeinsten Teilvorgänge zu zergliedern, wie wir das z. B. an den modernen Schriftstellern wie Tolstoi und Zola bewundern, aber auch auf anderen Gebieten der Kunst verfolgen können.

Aber diesen Vorzügen stehen bemerkenswerte Schwächen gegenüber. Denn die Reizempfindlichkeit hat sich zwar gesteigert, das Innenleben bereichert; aber die Kraft, die verschiedenen Eindrücke zusammenzufassen und das Vielerlei der Erlebnisse durch leitende Gedanken zu ordnen, ist nicht in demselben Grade gewachsen. Gibt der Mensch sich aber jedem Einzeleindruck mit ganzer Seele hin, so verliert er zuletzt die Fähigkeit, sich über das Chaos der regellosen Vorgänge seines Innenlebens als ordnende und gestaltende Macht zu erheben. Die Persönlichkeit droht sich in eine Reihe wechselnder Stimmungen aufzulösen, und ihrer schaffenden bildenden Kraft verlustig zu gehen. Wenn der Mensch wahllos zwischen den Gegensätzen hin- und herschwankt, ohne einen Ruhepunkt für sein geistiges Dasein zu finden, so wird er schliesslich die Fähigkeit zur Entscheidung verlieren und als ein willenloses Wrack auf den Wogen kommender und gehender

Stimmungen hin- und hergeschleudert werden. Jene oben gezeichneten Widersprüche verlangen darum gebieterisch nach Lösung.

Tiefer und schmerzlicher als je wird der Gegensatz von Ich und Welt erlebt. Denn auf der einen Seite hat die materielle Welt eine nie geahnte Fülle von Eigenleben, eine erdrückende Macht und Grösse erhalten, auf der anderen Seite hat sich das Innenleben des Menschen unendlich vertieft und verfeinert. Wo dieser Gegensatz einmal in seiner Tiefe erfasst ist, da drängt er den Menschen, eine Lösung zu suchen. Die Frage nach dem Wert und Sinn des Lebens wird dringend, und die Ahnung, dass nur Glaubenskräfte helfen können, erwacht in den Geistern. So erklärt sich der Aufschwung des religiösen Sinnes, der sich weithin geltend macht. Mag derselbe hier und da noch wunderliche Blüten treiben, eins ist sicher: Die Unruhe des modernen Geisteslebens wird nur in dem Ruhe finden, der Natur und Geist, Individuum und Gesellschaft für einander geordnet hat, in dem Vater Jesu Christi, der ein Gott der Ordnung und der Urquell alles persönliche Lebens ist[1]). E. Pfennigsdorf.

1) Nach der Einleitung eines demnächst erscheinenden Werkes des Verf. „Persönlichkeit, eine Lebensphilosophie zum Evangelium".



Heidnische Weissagungen auf den Messias.

Der Verfasser dieser Zeilen gehört zu den altmodischen, unmodernen Menschen, welche nicht blos beim Betreten alttestamentlicher Forschungspfade, sondern sogar auch bei allgemein religions-wissenschaftlichen Untersuchungen das Motto voranstellen: Zeuch deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land (Exodus 3, 5)!

Was Friedrich Rückert so schön zur Einleitung seiner Hamasa-Übersetzung von der arabischen Sprache und Poesie sang:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
ist dem Geweihten *eine* Sprache nur,
die Sprache, die im Paradies erklungen,
eh' sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
und ob sie dumpf im Wüstenglutwind stöhne,
es sind auch hier des Paradieses Töne. . . .

das gilt meiner Meinung nach erst recht von den *Religionen* der alten Völker. Uralte, wenn auch teilweise verschwommene Erinnerungen an die fromme Zeit der Kindheit durchziehen die verwilderten, vom Polytheismus überwucherten religiösen Anschauungen der alten Babylonier, Chaldäer[1]) und Aegypter. Noch

1) Von den ältesten Chaldäern, welche westlich vom Euphrat und in Ostarabien wohnten, stammen die sog. Westsemiten, nämlich die Kanaanäer, Araber, Aramäer und Hebräer.

keine Wissenschaft hat widerlegen können, dass am Anfang eine Reihe von Gottesoffenbarungen an die Menschheit stand, und dass Gott auf wunderbare Weise jene frühen Geschlechter Dinge schauen, bezw. vorahnen liess, deren Erfüllung erst später in der Erscheinung des Heilands klar vor Augen lag.

Zum merkwürdigsten dieser Art gehört die Vorstellung eines Mittlers zwischen Gott und den Menschen, der bei der Weltschöpfung mitbeteiligt war, in halb göttlicher, halb menschlicher Gestalt erscheint, der gleich zu Anfang der Welt sein Blut hingibt, damit Gott den Erdenklos (Gen. 2, 7) damit befeuchte und so den ersten Menschen bilde, und der endlich in zukünftiger Zeit wiedererwartet wird, um als „Spross der Menschheit", d. i. als „Menschensohn", bezw. als „Spross (zämach) Jahve's" nach biblischer Ausdrucksweise, in Herrlichkeit zu herrschen, also ganz ähnlich, wie es Dan. 7, 13, am Schluss des alten Danielbuches[1]), ausgeführt wird.

Dass diese Vorstellung, über die ich das Wesentlichste schon kurz in meinem Eisenacher Vortrag ausgeführt habe[2]), in urälteste Zeit zurückgeht, beweist nicht blos die babylonisch-chaldäische Legende von Adapa (dem „Wort des Vaters", dem λόγος des Johannesevangeliums), sondern es wird vor allem dadurch dargethan, dass schon das gemeinsame Inventar der babylonischen und aegyptischen Mythologie diesen Gottmenschen als Sohn der göttlichen Trias Himmel, Luft und Erde kennt, dass also schon vor Übertragung der Keime der Kultur von Babylonien nach Aegypten, d. h. mit andern Worten in vorhistorischer Zeit, jene Messiasgestalt in den kindlichen Augen der damaligen Menschen sich spiegelte.

Ein Synonymum (gleichbedeutendes Wort) von Adapa war Mirri-Mullu-dugga oder auch blos Mirri, ohne Zufügung von Mullu-dugga, welch letzterer Beiname „guter Mensch" (oder auch „Mensch des Guten", nämlich des guten Gottes) bedeutet. Die Babylonier haben diesen Gott „Mirri, Mensch des Guten", dann im Lauf der Zeit einfach ihrem Gott Marduk (oder Merodach) gleichgesetzt. Seine Mittlernatur zeigt sich nun nicht blos in seinem Namen „Gott Mirri, Mensch des Guten", sondern in der oft in Beschwörungsformeln wiederkehrenden und schon zu Abraham's Zeit belegten[3]) Scene, dem sog. „Zwiegespräch Ea's[4]) und Marduk's", wo es heisst:

> Der Gott Mirri-Mullu-dugga sah ihn (den kranken Menschen) an
> und tritt zu seinem Vater Ea ins Haus und spricht:
> O mein Vater, die Krankheit hat den Menschen befallen,
> ich weiss nicht. womit er geheilt werden soll.
> Da antwortete Ea seinem Sohne Mirri-Mullu-dugga:
> O mein Sohn, was wüsstest du denn nicht; was sollte ich dich noch neues lehren?

---

1) Daniel 8 ff. ist ein Kommentar aus seleucidischer Zeit zu den im Anfang der Perserzeit niedergeschriebenen Kapiteln 1 bis 7; vergl. dazu meine Ausführungen Theol. Lit.-Blatt 1902, No. 13.

2) Die altorientalischen Denkmäler und das alte Testament, Berlin (Deutsche Orientmission) 1902.

3) Vgl. meinen Nachweis in der englischen Monatsschrift Expository Times. XI, No. 8, (May 1900), S. 344.

4) Ea bedeutet urspr. „Mondstation", dann übertragen Mond; mit dem „Haus" ist ebenfalls eine der Mondstationen gemeint. Ea ist der chaldäische Schöpfergott.

Was ich weiss, das weisst ja auch du,
und was du weisst, weiss auch ich;
gehe mein Sohn, löse seinen (des Kranken) Bann etc.
(Es folgt die genauere Anweisung der Beschwörung).

Es kann nun kein Zufall sein, dass in der ältesten aegyptischen Göttergenealogie, wie sie schon in den alten Pyramidentexten belegt ist, genau an der gleichen Stelle, wo bei den Chaldäern Mirri-Mullu-dugga (oder blos Mirri, geschrieben stets mit den Zeichen Wohnsitz und Auge) erscheint, der aus Plutarch schon den Alten wohlbekannte Osiris auftritt. Geschrieben wird er, gleich seinem chaldäischen Doppelgänger Mirri, mit den beiden Zeichen Wohnsitz (os) und Auge (iri); er führt aber auch noch den Beinamen Won-nofer[1]), d. h. „gutes Wesen" oder aber auch „Wesen des guten (Gottes)", also genau dem chaldäischen Mullu-dugga (s. oben) entsprechend. Und dazu stimmt, dass während sonst die aegyptischen Gottheiten mit Tierköpfen (als ihren Symbolen, z. B. Thot als Ibis, Amon und Chnum als Widder, Horus als Sperber etc. etc.) dargestellt werden, gerade Osiris stets nur als Mensch abgebildet erscheint. So entspricht also die älteste Auffassung des aegyptischen Gottes Osiris in allen Einzelheiten dem alten chaldäischen Mittlergotte Mirri-Mullu-dugga oder Ada-pad. Wie ich in meinem Eisenacher Vortrage gezeigt habe, ist nach dem wiederhergestellten ältesten Text von Gen. 5 Seth die biblische Entsprechung; die Aegypter haben dies verdunkelt, indem sie Seth zum Bruder und feindlichen Gegner des Osiris machten.

Es gibt leider noch keine vergleichende Religionswissenschaft, die diesen Namen verdient. Wenn es eine gäbe, müsste sie doch in erster Linie bei den ältesten Religionen, welche wir kennen, einsetzen, der babylonisch-chaldäischen und der aegyptischen, und müsste dann weiterhin jene von mir teilweise schon im Jahre 1892 aufgezeigten Zusammenhänge[2]) als Basis genommen haben. Statt dessen operiert man in dilettantischer Weise mit Animismus und Fetischismus, blossen Begleiterscheinungen (bezw. Auswüchsen) jeder alten Religion, und sucht in ihnen das Wesen und den Anfang der Gotteserkenntnis.

Für diesmal mögen obige kurzgefasste Ausführungen genügen. Vielleicht wirken sie doch auf den oder jenen anregend. Ich gehöre nicht zu den landläufigen Apologeten, welche die Bibel bis auf den Buchstaben hinaus durch die Inschriften bestätigt sehen wollen, wobei es ohne Verrenkungen mannigfachster Art nicht abgeht; aber ich sehe in der ganzen Religionsentwicklung des vorderasiatischen Altertums, wenn sie nur richtig erforscht und verstanden wird, die grossartigste Apologie der Bibel. Als einen Beleg dazu bitte ich diesen kleinen Aufsatz ansehen zu wollen.

Fr. Hommel.

1) Gräcisiert Onnophris, daher der koptische Heilige Onnuphrius.

2) Vergl. die kurze Zusammenfassung jener Zusammenhänge, soweit ich sie damals (noch ohne die eigentliche Rolle des Mirri und Osiris erkannt zu haben) gefunden, in meiner kleinen „Geschichte des alten Morgenlandes" (Goeschen-Sammlung No. 43), § 8 und 11.

Altchristliche Kunst und altchristlicher Glaube.

Der Strom der Schönheit, der die Ufer der alten Welt umrauschte, war dem Versiegen nahe, als die „Fülle der Zeit“ heranbrach. Kein Wunder, dass wir in Christi Reden jeden Hinweis auf die Ästhetik vermissen. Schöneres konnte der Welt nicht gegeben werden, als sie bereits besessen, wohl aber Besseres! Hatte denn der Besitz des Schlüssels zu der höchsten Schönheit den Alten nicht auch das Gute eröffnen können? Keineswegs! Wenn wir die Bilder jenes berüchtigten Turiner Papyrus aus der Zeit Ramses III. betrachten, die dem Toten gewissermassen als Journal amusant in die Ewigkeit mitgegeben wurden, die aber derartige Gegenstände behandeln, dass sich die Ägyptologen bisher nicht entschliessen konnten, sie ganz zu veröffentlichen; wenn wir an die formvollendeten, aber in hohem Grade anstössigen Vasenbilder auf den Meisterschalen des alten Athen denken, die zu einer Zeit geschaffen und wohl gar in den Athenetempel getragen wurden, als die griechische Kunst ihre edelsten Blüten trieb, so werden wir nicht den Schluss machen dürfen, dass das Altertum gegen sein besseres Gewissen der Sittenlosigkeit verfallen war, sondern dass es überhaupt keine Ahnung hatte von dem, was wir Sittlichkeit nennen. Und erst dann wird es uns klar werden, wie Paulus seine hochbegabten und mit ganz besonderen christlichen Gnadengütern beschenkten Korinther noch vor Lastern warnen musste, die wir heute aufs tiefste verabscheuen. Wir werden ferner erkennen, dass die zahlreichen frivolen Wandgemälde des kunstspäten Pompeji, wie die Abscheulichkeiten, die der greise Kaiser Tiberius in seinem Lusthause auf Capri malen liess, mit dem Tiefgange der Kunst keineswegs ein tieferes Niveau der Sittlichkeit andeuteten, als es früher bestanden hatte.

Und nun brach die geheimnisvollste aller Epochen der Weltgeschichte an, wo die reine Schönheit in den letzten Zügen lag, die Fülle des Guten aber als ein ungeahntes Phänomen emporstieg und ihre Strahlen immer sonnenähnlicher zu entsenden begann. Was wurde aus der Kunst, als der neue Glaube den Erdkreis eroberte? Wie äusserte sich in ihr sein Pulsschlag?

„Der grosse Pan war gestorben,“ so würde ein kunstsinniger Grieche gesagt haben; die Kunst war in dem, was ihr das Altertum als das höchste aufgeprägt, in ihrer Formenschönheit, wirklich tot. Wer die altchristlichen Monumente unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, der wird eine schwere Enttäuschung haben. Wohl geben einige der ältesten, wie jene Marmorgestalt des guten Hirten im Lateranmuseum oder der Marmorsarkophag mit den knieenden Widdern von der Via Salaria, noch einen schwachen Abglanz von dem, was die Vergangenheit Kunst genannt hatte; das sind aber Ausnahmen. Wenn auch die grellen Farben der Katakombenmalereien darauf berechnet waren, dass sie nur bisweilen von trüben Öllämpchen erhellt wurden, ihre Formen wurden mit den Jahren immer schlechter, schliesslich ganz schablonenhaft. In den strahlenden Mosaikgemälden feierte die begrabene Kunst allerdings wieder eine Art von Auferstehung, aber es war mehr ein vorüberbrausender Farbentraum, auch ihre besten Formen haben die Antike nicht erreicht, und schon im siebenten Jahrhundert begann der kläglichste Verfall.

Dürfen wir das betrauern? Haben wir vielleicht einen Ersatz, der über das viele Unschöne hinwegsetzen kann, das sogar das Unschöne verklären könnte? Ganz gewiss! Dieser Ersatz ist der Glaubensinhalt, der wie eine goldene Frucht auf oft hässlicher Thonschale ruht. Und über ihm vergessen wir nicht nur die Form, sondern sie scheint uns in ihrer Unbeholfenheit und Kindlichkeit geradezu rührend. Denn alles, sogar die geringsten Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, erhielt nun das Gepräge des Christentums. Es würde uns vielleicht fremdartig anmuten, wenn wir auf einem Suppenlöffel das Monogramm Christi anbringen sollten. Dem alten Christen wäre es als etwas ganz Selbstverständliches erschienen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass in den wenigen Darstellungen, die nicht religiöser Natur sind, jenes anstössige Element des Altertums völlig fehlt. Es war wirklich ein neuer Geist, der die Kunst durchwehte! Auf ihre Gegenstände auch nur oberflächlich einzugehen würde Bücher erfordern. Hier mögen einige Streiflichter genügen.

Die alten Christen scheuten sich keineswegs, mythologische Formen des Heidentums direkt zu übernehmen, wenn sie ihnen einen christlichen Geist einhauchen konnten. So finden wir u. a. den Orpheus dargestellt, dessen Lyraklänge sogar die Tiere aus Feld und Wald anlocken: Es ist Christi Predigt, deren Kraft die Seelen fesselt. Der sich selbst im Flammenbade opfernde und wiederauferstehende Zaubervogel Phönix wird zum Symbole des auferstandenen Herrn, Amor und Psyche deuten auf die Unsterblichkeit des Geistes. Reine Allegorien sind der Sonnengott und die Mondgöttin, Städtegottheiten und Flussnymphen; auch der Jordan, in dem Christi Taufe vollzogen wird, zeigt über seinen blauen Wellen einen graubärtigen, schilfbekränzten Wassergott. Die vielen kleinen Genien aber mit Flügelchen sind keineswegs Engelein, sondern wirklich Amoretten, die nur zum Schmucke manche Szene schmetterlingsartig beleben. Denn die Engel dachte der alte Christ als erwachsene Menschen, daher sie bisweilen sogar bärtig dargestellt sind. Hier zeigt sich also ein naiver Eklektizismus (Auslese aus verschiedenen Anschauungen). Dass auch wirkliches Heidentum und krassester Aberglaube in manchem dunklen Grabwinkel lauern, soll keineswegs geleugnet werden. Besonders ägyptische Funde liefern Beispiele hierfür.

Zu den interessantesten Fragen aber gehört sicher die, wie die alten Christen in ihren Kunstwerken die heilige Schrift auffassten. Wenn ein moderner Maler bestrebt ist, eine biblische Szene möglichst historisch zu schildern, so wird er auf das Zeit- und Lokalkolorit besonderes Gewicht legen müssen. Unter diesem Gesichtspunkte hat Piglheim sein leider verbranntes Kreuzigungspanorama geschaffen, und selbst Franz Stucks vielumstrittenes Kreuzigungsbild wird dieser Aufgabe nach bester Möglichkeit gerecht. Ganz anders die alten Christen! Ihnen stand der Glaubensinhalt über der historischen Form. Es existiert ja — wir dürfen sagen: Gott sei Dank! — kein einziges Originalportrait unseres Heilandes. Wäre es der Fall, welch ein Kult würde sich aus dem Bilde entwickeln! Wie würde Christi Person dahinter zurücktreten und — wie wenig würde es vielleicht dem Idealbilde Jesu entsprechen, das jeder Christ im Herzen trägt! Aber die alten Christen versuchten auch nicht einmal, das Antlitz ihres Herrn zu historisieren. Wo er als guter

Hirt erscheint, sehen wir eben einen Hirten im Gewand dieses Standes, meist knabenhaft jugendlich. In Szenen aus seinem Leben trägt er die römische Tracht, und sein Antlitz ist nach römischer Sitte bartlos. Ja noch mehr: Die Künstler änderten in freiem Schaffen sogar das historische Bild der Bibel, wenn den Beschauern dadurch der innere Gehalt klarer wurde. Dass sie keine „heiligen drei Könige“ kannten, ist selbstverständlich, denn der neutestamentliche Bericht, der sie einfach „Weise“ (Magier) nennt, kennt weder „heilige“, noch „drei“, noch „Könige“. Daher finden wir auf Katakombenwänden bisweilen zwei, bisweilen vier, dann nach der Zahl ihrer Gaben auch drei Orientalen in Mänteln, Kitteln, Beinkleidern und phrygischen Mützen dargestellt. Was aber verstanden die Betrachter von Gold, Weihrauch und Myrrhen? Wie hätte sie der Maler auch abbilden sollen? Daher tragen die Magier auf ihren Schalen ganz andere Dinge, so einen Apfel, ein Täublein, eine Puppe, mit der das Christkindchen spielen sollte, ein ganz reizender Gedanke, der unser Herz erfrischen kann.

Nur noch zweierlei sei aus der gewaltigen Fülle des Stoffes hervorgehoben. Man hat bisher vergeblich versucht, den Inhalt des grossen Bilderkreises der Katakomben unter einen Gesichtspunkt zu bringen. Eine grosse Rolle spielt in den Darstellungen natürlich der Gedanke der Auferstehung. Christi Passion wiederzugeben scheuten sich die alten Christen. Sie wollten den Heiland nicht in seiner Erniedrigung abbilden. Wo in späterer Zeit ein Passionscyklus erscheint, da trägt das Kreuz nicht Christus, sondern Simon von Kyrene, da ist die schmähliche Dornenkrone in einen Lorbeerkranz verwandelt, und die Kreuzigung selbst fehlt. Goethe hat die Forderung ausgesprochen, man solle den Kruzifixus seltener abbilden und weniger zur Schau stellen, damit uns sein furchtbares Leiden durch die Gewohnheit der Anschauung nicht etwas Alltägliches werde. Ähnlich empfanden die alten Christen. In den ersten Jahrhunderten fehlt die Darstellung der Kreuzigung ganz, auch später ist sie höchst selten — vermissen wir doch sogar unter den ältesten Symbolen des Christentumes das Kreuz selbst!

Und ferner: Als ich die Kallistkatakombe in Rom besuchte, da bemühte sich der katholische Geistliche, der mich führte, mir an den Gemälden die Wahrheit der Siebenzahl der katholischen Sakramente zu erweisen und mich daran zu seinem Glauben zu bekehren, ein gewiss aus gutem Herzen stammendes, aber recht vergebliches Vorhaben. Er ahnte nicht, dass ich zu sehr „eingeweiht“ sei. Denn die ältesten Werke zeigen von kirchlicher Dogmatik keine Spur. Eine monumentale Theologie zu entwickeln ist bereits einmal von protestantischer Seite versucht worden, aber wir dürfen jetzt sagen: mit wenig Erfolg. Wir vermissen — und wir tun das nicht ungern — in jener Zeit Bilder aus der Heiligenlegende; Heiligenwunder sind in den ersten Jahrhunderten überhaupt nicht dargestellt worden, und die katholischen Archäologen hüten sich mit Recht, die Gebirge von Reliquien als wissenschaftliches Material zu behandeln und überlassen ihre Auffassung dem Glauben der Einzelnen.

Die altchristliche Kunstauffassung wird formell kaum zur Nachahmung reizen, wohl aber inhaltlich. Wenn ein moderner Meister vergeblich nach Ideen sucht, so

blättre er nur in dem Buche dieser Kunst, und er wird eine reiche Ernte haben. Uns Christen aber wird bei aller Unscheinbarkeit der Formen die Gedankentiefe altchristlicher Kunst stets wie ein Hauch des reinen Urchristentumes berühren.

J. Kurth.



Sind wir für den Himmel geboren, So sind wir für die Erde verloren.

Dieser Ausspruch stammt von einem entschiedenen und einflussreichen Feinde des Christentums, dem Philosophen Ludwig Feuerbach (geboren 1804, gestorben 1872). Sein Hauptwerk „Das Wesen des Christentums“, zum ersten Male im Jahre 1841 erschienen, sollte eine Naturgeschichte der christlichen Religion sein und zeigen, dass auch diese wie jede Religion ein blosser Irrtum des Menschengeistes sei. Gott, Himmel, ewige Seligkeit, behauptet Feuerbach, sind nichts als Herzenswünsche, welche die Einbildungskraft zu Wirklichkeiten gemacht hat. Wer so träume und begehre, betrüge sich selbst; denn er versäume seine Menschenpflichten und bringe sich um das Erdenglück.

Und was er gesagt hat, sagen viele nach. Besonders laut und siegesgewiss tun es die Führer der Sozialdemokratie. Dadurch sollen die Leute misstrauisch werden gegen die Religion überhaupt und gegen das Christentum insonderheit. Gebt doch, so ist's gemeint, den Glauben der Väter und eurer Kindheit auf; er foppt und narrt euch bloss mit seinen schönen Verheissungen und macht euch untauglich für das einzige Leben, das es giebt, und für den Kampf ums Dasein, zu dem ihr verurteilt seid.

Aber haben jener „Apostel“ und diese seine Schüler nicht vollkommen recht? Hat doch Jesus Christus sein Reich das Himmelreich genannt und die Seinen eindringlich ermahnt, sich nur Schätze im Himmel zu sammeln! Schreibt doch Paulus an die Kolosser: „Trachtet nach dem, das droben ist, und nicht nach dem, das auf Erden ist!“ Und singt doch Benjamin Schmolck im Namen der Christen:

Himmelan geht unsre Bahn,
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort nach Kanaan
Durch die Wüste kommen werden.
Hier ist unser Pilgrimstand,
Droben unser Vaterland.

Hat also Feuerbach nicht den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er sagt: „Sind wir für den Himmel geboren, so sind wir für die Erde verloren“?

Ich stelle die andere Frage: Wer ist denn überhaupt für die Erde verloren?

In erster Reihe doch wohl diejenigen, welche keinen Sinn für ihre Herrlichkeit und keinen Genuss von ihren Naturschönheiten haben. Nun, das wird man dem nicht nachsagen, der das Himmelreich gebracht und gepredigt hat. Wir brauchen ja nur an dies Eine zu denken: Die auf den Feldern Palästinas wild wachsenden Lilien sind ihm schöner erschienen als selbst der wegen seiner Prachtliebe berühmte König Salomo in seinem vollen Glanze. Und wer geniesst denn die Naturschönheiten am

meisten? Diejenigen, die keine Sorge quält, die heiteren Sinnes sind, und deren Herz keine Leidenschaften zerwühlen. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!“ Und ich muss an den deutschen Maler Ludwig Richter denken, dessen hundertsten Geburtstag wir in diesem Jahre, am 28. September, feiern werden. In seinem Tagebuche stehen die Worte: „Welche unbeschreibliche Seligkeit gibt doch der Glaube an Jesum! O könnte ich in Liedern und Bildern ausströmen, was mein Herz so überschwenglich erfüllt, so glücklich macht!“ Und nun betrachte die Bilder dieses so himmlisch gerichteten Malers. Die meisten von ihnen stellen die Schönheit und Fülle der deutschen Natur und des Familienlebens dar und verraten in jeder Einzelheit, wie völlig diese Herrlichkeit dem Meister zum Eigentum geworden war.

Für die Erde ist ferner verloren, wer nicht an der Kulturarbeit teilnimmt, wer gar nichts tut, um die Herrschaft des Menschen über die Natur zu fördern. Dazu dienen Ackerbau und Industrie, Handel und Gewerbe, Erfindungen und Entdeckungen, Wissenschaften und Künste, und hiervon berichtet die Kulturgeschichte. Diese erzählt auch, was für Ackerbauer und Gärtner, Bauleute und Handwerker, Gelehrte und Dichter die Mönche gewesen sind zu einer Zeit, als es deren beinahe gar keine im deutschen Lande gab; wie sehr das Handwerk blühte, als die ehrsamen Zunftmeister regsten Anteil an den religiösen und kirchlichen Fragen nahmen; welche eifrige Sorge der Kirchenreformator Luther dem Schulwesen gewidmet hat; wie viele herrliche Dichtungen, Bilder, Bauten, Musikwerke wir der gläubigen Begeisterung zu verdanken haben, und mit welcher Inbrunst bahnbrechende Naturforscher wie Kopernikus, Kepler, Newton die himmlischen Dinge umfassten. Und es kann doch auch gar nicht anders sein. Wer auf die Seligkeit im Himmel hofft, der muss die Gaben, die ihm Gott verliehen hat, als ein getreuer Knecht verwenden; und wem die Natur das Werk seines Gottes ist, der kann nicht müde werden, sie zu bewundern und zu lieben, zu betrachten und zu durchforschen.

Für die Erde und ihre vornehmsten Bewohner, die Menschen, sind auch diejenigen verloren, welche keine Liebe besitzen. Kalt und fremd treiben sie an ihren Mitmenschen vorüber. Nur auf die eigene Befriedigung und den eigenen Vorteil ist ihr Sinnen und Trachten gerichtet. Selbst Not und Elend der Nächsten bekümmert sie nicht.

So können die nicht denken und handeln, welche dem Himmel zustreben; denn sie wissen, dass ihr Vater im Himmel die Liebe ist, dass alle Menschen seine Kinder und alle Christen von einem Stamme sind, und dass der Weltenrichter dereinst nicht fragen wird: Wie viel hast du für dich erworben und genossen?, sondern vielmehr: Hast du die Liebe des Glaubens genährt und bewährt?

Und befragen wir die Geschichte, halten wir Umschau in der Gegenwart! In den ersten Christengemeinden, in welchen die Sehnsucht nach dem Himmel lebendiger und mächtiger war denn irgendwo und jemals, hat eine solche Nächstenliebe geherrscht, dass die Heiden verwundert ausriefen: Sehet doch, wie sie einander lieb haben! In denselben Jahrhunderten, in welchen blutige Verfolgungen allen Christen das Gebet in die Herzen und auf die Lippen legte: „Komm, Herr Jesu“,

sind die ersten Krankenhäuser gebaut worden. Und was für Männer und Frauen waren und sind es, welche die mancherlei Liebeswerke der Inneren Mission an Verwahrlosten und Verarmten, an Gefallenen und Trunksüchtigen, an verlassenen Säuglingen und einsamen Alten, an Krüppeln und Siechen getrieben haben unp noch treiben, gar oft mit Einsetzung der ganzen Lebenskraft und unter Darangabe von Geld und Gut? An den Himmel glaubende, auf den Himmel hoffende, nach dem Himmel gerichtete Christen.

Für die Erde sind endlich auch diejenigen verloren, welche den Kampf nicht aufnehmen mit ihrer Unvollkommenheit, mit den Mühsalen und Beschwerden des irdischen Lebens und mit der Sünde der Mitmenschen. Viele hören wir da nur klagen und anklagen; manche sehen wir ganz verzagen und verzweifeln. Die einen rufen die Staatshülfe an, andere träumen von einer irdischen Zukunft, die dem Schlaraffenlande gleichen soll; nicht wenige wissen und suchen in äusserster Not keinen anderen Ausweg als den furchtbaren Selbstmord. Ist unter ihnen auch nur einer, welcher mit dem Apostel der Hoffnung, Petrus, den Blick fest gerichtet hielt auf das unvergängliche, unbefleckte und unverwesliche Erbe im Himmel? Und wenn der Christ am Grabe schönster irdischer Hoffnung stehen muss; wenn sein äusserlicher Mensch verwest; wenn es immer einsamer wird in seinem Leben durch das Hinscheiden der Lieben und Treuen, die er sein eigen nannte: er findet Kraft zum Weiterleben und Freudigkeit zu neuem Wirken und Schaffen, indem er die fromme Weisung befolgt:

Nach oben musst du sehen,
Hier unten find'st du's nicht:
Nur in den Himmelshöhen,
Nur da ist Trost und Licht.

Was hier die Stunden bringen,
Macht Mut der Stärksten scheu;
Von oben muss dir klingen
Der Klang von Gottes Treu.

So hat einer gewiesen und ermutigt, der wahrlich fest auf der Erde stand und in heisser Vaterlandsliebe mehr gelitten und erstritten hat als Ludwig Feuerbach und viele von seinesgleichen, Ernst Moritz Arndt.

Also ist es nichts mit jenem viel gebrauchten Schlagwort. Vielmehr, das Gegenteil fanden wir reichlich bestätigt: Auch für die Erde ist verloren, wer nicht für den Himmel geboren.

Gustav Steude.



Die Duchoborzen.

Eine wunderliche Kunde kam vor einigen Wochen aus dem Lande Kanada. An zweitausend Menschen hatten ihre Wohnsitze verlassen, ihre Pferde und ihr Vieh von seinen Fesseln und aus seinen Koppeln gelöst, sie selbst waren gewandert weit und immer weiter mit den Frauen und den Kindern; mochte dieser oder jener am Wege liegen bleiben, mochten die Lebensmittel versiegen, ihren Lauf hemmte nichts. Gott wars ja, der sie zum Wandern trieb, das sprachen ihre Psalmen aus, die sie sangen, das kam zum Ausdruck in ihren mancherlei Reden von dem

gelobten Lande, welches sie suchen wollten, oder von dem Heiland, der ihnen begegnen würde.[1])

Diese Schar von Menschen trägt den Namen Duchoborzen, sie sind noch nicht lange in Amerika, sondern dorthin eingewandert aus Russland. Mit durch die pekuniäre Hülfe des bekannten Reformers, des Grafen Leo Tolstoi, war es ihnen möglich geworden, ihre Heimat zu verlassen, nachdem schon kurz vorher viele aus ihrem Kreise nach der Insel Cypern übergesiedelt waren. Sie sind die Angehörigen einer schon lange bestehenden und weit verbreiteten Sekte in Russland. Es ist nicht richtig, wenn man meint nur im Protestantismus oder besonders in ihm gebe es Sekten, d. h. Sonderbildungen mit eigenartiger Glaubens- und Sittenlehre im Unterschiede von der allgemeinen Kirche. Das Gegenteil trifft zu, in der römischen Kirche des Mittelalters folgten die Sektenbildungen Schlag auf Schlag, und in der griechisch-katholischen Kirche Russlands, haben sich ungezählte Millionen von der Staatskirche innerlich und äusserlich gelöst, fast in jedem Dorf gibts eine Reihe Andersgläubiger. Die Entstehung solch einer Sekte liegt vielfach im Dunkeln, so ist es auch mit den Duchoborzen. Ihre ersten Schöpfer und Bekenner konnten weder lesen noch schreiben, beides noch heute in Russland vielfach eine seltene Kunst und wie viel mehr vor Jahrhunderten!

Indem die Lehren und die Bräuche nur mündlich fortgepflanzt wurden, konnten sie sich leicht wandeln und wechseln, darum ist es sehr schwer festzustellen was man in einem solchen Kreis wirklich glaubt und lehrt. Es ist der weiteste Spielraum da für neue und eigentümliche Behauptungen eines einzelnen Phantasten, die sich dann mit ansteckender Gewalt der ganzen Gemeinschaft bemächtigen.

Ums Jahr 1750 traten die wahrscheinlich schon lange bestehenden Duchoborzen in das Licht der Geschichte, ihr Name kann den doppelten Sinn haben, Geisteskämpfer oder Geistesbekämpfer. Ist das Erstere richtig, so stimmt es mit der Bezeichnung überein, die sie sich sonst selbst geben, „die geistigen Christen“, das aber will sagen, dass ihre Religion an nichts Äusserem hängt und durch nichts Äusseres bedingt ist, sondern allein aus dem heiligen Geiste kommt. Hat die andere Erklärung recht, so ist es ein Spottname der Gegner, welche behaupten, die Duchoborzen täten das Gegenteil von dem, was sie wollten, sie bekämpften den heiligen Geist. Um das Jahr 1780 trat ein redegewandter Bauer auf, der selbst ebenso wie seine Schüler, viel zur Verbreitung der Sekte tat. Mehr aber leistete noch ein anderer Mann am Anfange des 19. Jahrhunderts, der Gardekorporal Iwan Kapustin. Um die vielen einzelnen Gemeinden legte er das Band eines gemeinsamen Glaubens und gemeinsamer Sitten. Er förderte vor allem den sozialen Stand der Gemeinde, indem er gemeinsamen Ackerbaubetrieb und auch den einheitlichen Anbau mehrerer Industriezweige anregte und so den Wohlstand bedeutend vermehrte. Aber auch religiös drängte er die Sekte in neue Bahnen. Ausgehend von der Lehre, dass die Seelen wandern und nacheinander verschiedene Körper

---

1) Die Regierung hat sie mittlerweile aufgehalten und mit Gewalt nach ihrer Heimat befördert. Doch bleibt noch abzuwarten, wie sich die Sache weiter entwickeln wird. — Die Leitung.

von Menschen zu ihrem Wohnsitz wählen, behauptete er, die Seele Christi sei jetzt in ihn eingekehrt, er stellte sich also auf die Stufe und an die Stelle des Erlösers. Die Christuswürde sollte dann auch sein Sohn besitzen.

So lästerlich uns auch dieser Gedanke erscheinen mag, so ist er in der Geschichte durchaus kein seltner, es sind wieder und wieder Männer aufgetreten, die behaupteten, sie wären Christus, und an sie haben sich Frauen angeschlossen, die da meinten, sie hätten den Heiland von Neuem geboren, so soll auch gegenwärtig in Amerika sich eine Duchoborzin wieder als „Gottesgebärerin" ausgeben, und in England trat ja ebenfalls vor kurzem ein überspannter Geistlicher auf mit dem Anspruch Christus zu sein, und Gläubige fand er auch.

Die Duchoborzen sollen in der Gegenwart zwei Bücher besitzen, in denen sie ihre Anschauungen niedergelegt haben, mit dem Titel „Schlüssel des Verständnisses oder des Geheimnisses" und „Buch des Lebens". Für uns ist nur ein im Jahre 1828 der russischen Regierung übermitteltes Glaubensbekenntnis zugänglich, in dem aber alle Lehren soweit wie möglich den Anschauungen der orthodoxen Kirche angenähert sind. Das Wichtigste ist, dass die Duchoborzen wie die Quäcker und viele Kreise in den Tagen der Reformation allen Wert legten auf das „innere Wort", das sie im Herzen tragen, und nicht auf das äussere Wort, wie es in Schrift und Predigt vorliegt. Ihnen liegt auch an dem geschichtlichen Bilde Jesu herzlich wenig, desto mehr dafür an dem „Christus", der schon vor seiner Menschwerdung in den Herzen auch der Heiden wohnte und der darum auch unvermittelt — die Sakramente und Einrichtungen der Kirche verstehen sie nicht zu würdigen — in jeden Einzelnen kommt. Wer im Besitz dieses Geistes ist, der wird auch das Gesetz Gottes und die zehn Gebote halten. Einen festen Priesterstand besitzen sie ebensowenig wie feste Gottesdienstordnungen. Innerhalb der Gemeinde lassen sich nach ihrer Lebenshaltung zwei Richtungen unterscheiden, die einen verwerfen alle Genüsse des Lebens, die anderen sagen, alles sei gut, was der täte, in dem Christus wohnt, auch wenn es den Schein des Bösen trägt. Die äussere Geschichte der Sekte in Russland ist eine wechselnde gewesen, bald bedrückt und verbannt, bald ungehindert und freundlich behandelt, hat sie sich steter Zunahme erfreut. —

Indem diese Gemeinschaft den Inhalt ihres Glaubens nicht aus der geschichtlichen Ueberlieferung und Offenbarung nimmt, müssen ihre Vorstellungen stets wechselnde sein, die dem wirklichen Christentum bald näher, bald ferner stehen. Durch die Berufung auf den „inneren" Geist und Christus können die wildesten Phantasien emporsprudeln, ohne dass ein Mittel da wäre, sie in geordnete Bahnen zu leiten. Die Aufsehen erregenden Vorgänge in Amerika haben mit der Religion als solcher und erst recht mit dem geschichtlichen Christentum herzlich wenig zu tun, dürfen ihr also nicht zur Last gelegt werden. Es liegt viel mehr eine geistige Massenerkrankung, eine sog. Massensuggestion vor, die mit leiblichen Störungen eng zusammenhängt, die Vorstellungen z. B. Gottesmutter zu sein oder zu werden, knüpfen gewöhnlich an grob sinnliche Vorgänge an. Sie kommen auf anderen Gebieten genau so gut vor, wie auf dem der Religion, die religiösen Wahnvor-

stellungen sind nur ein Ausschnitt aus den allgemeinen Zwangs- und Wahnvorstellungen. Ihre Beurteilung und Heilung gebührt dem Arzt, unsere Pflicht ist es, mit aller Energie den Unterschied der Religion von ihnen festzustellen. Diese ist die rein geistige Gemeinschaft mit Gott in der Beugung unter den geschichtlich in Christo offenbarten Willen Gottes und in der Verwirklichung seiner Zwecke. Um Christus zu begegnen, brauchen wir nicht mit jenen Duchoborzen auf die Felder zu ziehen, er kommt selbst in alle die Häuser, wo Menschen geneigt sind, in den gottgelegten Geleisen ihres Berufes seinen Willen zu tun.

R. Grützmacher.

Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht!

Es ist ein grosser Irrtum, zu wähnen, die Religion, die auf den tieferen Stufen der Kultur alles geistige Leben in sich fasste und leitete, sei arm und schwach zurückgeblieben, als Kunst und Wissenschaft sich von ihrer Führung befreiten. Es schien ja zu manchen Zeiten vor dem Glanz dieser jüngeren Entwickelungen fast nichts mehr von ihr übrig zu bleiben. Aber das war nur vorüberziehende Trübung, Wolkenschatten. Die Wissenschaft ist keineswegs immer höher und höher gestiegen und hat die Religion einfach immer tiefer in mythologischen Niederungen zurückgelassen, noch viel weniger ist die Religion als leblose Hülle, die der Schmetterling Wissenschaft abgestreift hat, zurückgeblieben. Das Mysterium unseres Daseins ist der Wissenschaft nicht klarer geworden, seitdem sie sich selbständig gemacht hat; der Geist, der mit Induktion und Experiment arbeitet, stösst heute an dieselben Grenzen, wie vor Jahrtausenden der Geist, der sich die Rätsel der Welt durch Mythendichtungen zurechtlegte, und es gibt keine Stufe der Erkenntnis, auf der man dazu gelangt wäre, die Berechtigung der uralten Auffassung eines geistigen Wesens jenseits dieser Grenze leugnen zu dürfen. Ein grosser Teil der Denkarbeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft wurde und wird zwar in dem Bemühen verbraucht, einen entschiedenen Fortschritt über das hinaus nachzuweisen, was man die mythologische Stufe nennt, den Sieg der Wissenschaft über die Religion festzustellen und zu zeigen, dass wo sonst Gott thronte, der Geist des Menschen seinen Platz habe, oder die Natur, oder sonst ein Begriff, in dem vielleicht nur noch durch eine unbestimmte Grösse der Ausdrucksweise die beherrschende Stellung sich anzeigt, die man ihm über anderen seinesgleichen geben möchte. Aber vergebens; gerade das tiefste wissenschaftliche Denken führt zu Gott hin und das Zeitalter der Religion hat nie aufgehört, wird nie aufhören, und was man Zeitalter der Wissenschaft nennt, liegt nicht über ihm, sondern in ihm. Es ist eine grosse Tatsache in der Entwickelung des Geistes der Menschheit im Ganzen und in der Bildung jedes Einzelnen, dass wissenschaftlicher Fortschritt Vereinfachung und Verengerung, aber nicht Bereicherung oder Erweiterung bedeutet. Niemand wird zweifeln, dass im Fortschritt der Erkenntnis die Welt grösser geworden ist, soweit es Zahlen ausdrücken können. Die Sternenweite des Raumes und die notwendigen Jahr-

milliarden der Zeit sind gross bis zur Unvorstellbarkeit geworden. Aber so weit in diesen Riesen-Dimensionen die Erkenntnis vordrang, unsere Gedanken von den Zuständen und Ereignissen in denselben sind damit nicht gewachsen. Im Gegenteil; da sie nicht im Verhältnis mit jenem Wachstum der Masse und Zahlen fortgeschritten sind, sind sie kleiner geworden. Die Astronomie hat keine neuen Welten entdeckt, wie man zu sagen pflegt, sondern nur andere, die immer dieselben sind. Die Geologie hat in allen Zeitaltern der Erdgeschichte keine neuen, sondern immer dieselben entweder aus Feuerflüssigkeit erstarrten, oder veränderten, oder unveränderten Schichtgesteine entdeckt. Die Geschichte des Lebens ist von den ersten Spuren im Cambrium (eine der ältesten Erdzeiten) bis zur Gegenwart die Entwickelung ähnlicher Formen; keinen neuen Typus des Pflanzen- oder Tierreichs hat die Versteinerungskunde nachgewiesen, es sind immer nur neue Sprossen derselben uralten Stämme, die uns an alte knorren- und sprossenreiche und immer weiter grünende und immer neue Gerten treibende Weiden am Bach erinnern. Wer die Namenfülle der systematischen Botanik und Zoologie bewundert, glaubt zuerst an eine äusserste Mannigfaltigkeit von Geschöpfen, bis er erkennt, dass das Gegenteil wahr ist: einige wenige Grundformen in eine Fülle von Abwandlungen auseinandergelegt, die im Grund ungemein wenig verschieden sind.

So hat also die Welterkenntnis nicht bereichernd, sondern vereinfachend auf unser Weltvorstellen gewirkt. Die Gedanken, die wir uns von der Grösse und Entwickelung des Weltalls machen, sind weniger und einfacher als wir geglaubt hatten. Es ist im Grund derselbe Gang der Dinge wie in jedem Einzelfalle, wo wir eine Erscheinung über weite Räume oder durch gewaltige Jahresreihen verfolgen: Die Raumgrösse und die Zeitdauer hindern nicht, dass sie zusammenschrumpft, in dem Maasse als wir sie verstehen. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher als die Wirkung einer der grössten und mit Recht bewundertsten Entdeckungen im Bereich der physikalischen Wissenschaft: der Spektral-Analyse. Sie hat eine Einheit der Stoffe im Weltraum nachgewiesen, die nicht nur ganz ungemein die Welt der Sonnen, Kometen, kosmischen Nebel und erloschenen Sterne vereinfacht, sondern auch vor unserem geistigen Auge in noch höherem Masse die Raumgrössen vermindert hat. Was bedeuten diese Sternenweiten, wenn sie nicht durch Eigenschafts-Unterschiede der durch sie hinzerstreuten Stoffe sich wirksam erweisen? Die Entfernungen sinken zu einem Nebensächlichen, die Zeitfernen zu einem Zufälligen herab. Noch A. v. Humboldt sah eine grossartige Vereinfachung der Mechanik des Himmels darin, dass die Unterscheidbarkeit der Stoffe der Himmelskörper ausgeschlossen war. Ist für uns diese Einfachheit nun verloren gegangen? Nein. Die Spektral-Analyse hat das Weltbild nicht mannigfaltiger, sondern über alles Erwarten einfach gestaltet. Eine Sonne, in der wesentlich dieselben Grundstoffe sind, wie in und auf unserem Planeten, und ein Sternenheer, dessen fernste Sonnen wieder aus demselben Stoff aufgebaut sind, so dass uns eigentlich nur ihr verschiedener Glutzustand einige Abstufungen zeigt: Das ist nicht mehr Vereinfachung, das ist schon Vereinförmigung. Und da wir nun von den Nebelflecken bis zu den Meteoren immer dieselben Grundstoffe finden, geht diese Einförmigkeit

durch die ganze Welt, die wir die unsere nennen. Und so ist es uns im Grunde auch bei der Erforschung des Lebens ergangen, zu der uns die Entwickelungslehre die Fackel vortrug. Wo sind die unbegreiflichen fremdartigen Pflanzen und Tiere der Vorwelt, die man zu einer Zeit vermutete, wo es noch keine systematische Erforschung der vorweltlichen Reste gab? Die Versteinerungskunde hat nichts davon zu Tage gebracht, sie zeigt uns freilich Millionen von Arten und lässt mehr noch ahnen, aber das sind auch wieder alles nur leichte Variationen über eine Reihe von Formen, die auch im Bau der heutigen Pflanzen- und Tierwelt herrschen. Es ist überhaupt kein neuer Typus (Form) nachgewiesen worden, und es ist sogar wahrscheinlich, dass Urtiere, Strahltiere, Gliedertiere, Weichtiere und Wirbeltiere alle schon in der Zeit auf Erden waren, aus der unsere ältesten Lebensreste stammen; von den Wirbeltieren war es bisher noch nicht nachzuweisen, weil ihre Gerüste ursprünglich nicht harte Knochen, sondern Knorpel waren. Es ist sicherlich ein grosser Fortschritt, dass wir jetzt mindestens eine Ahnung von den grossen Zeiträumen haben, in denen diese Lebensentfaltung sich vollzogen hat. Wo Buffon einige Jahrzehntausende, neuere Physiker ein paarmal zehn Millionen, Lyell und Darwin ein paar Hundert Millionen Jahre annahmen, können wir nicht mehr hinter eine halbe Milliarde Jahre zurück und werden vielleicht eines Tages noch darüber hinausgehen. Aber wie wenig imponiert uns diese Zahlengrösse, wenn wir bedenken, was in ihr neu geworden oder anders geworden ist. Von den Anfängen des Lebens sind wir am Ende dieser Jahresreihen ungefähr so weit entfernt wie heute, die Erdoberfläche trägt Gebirge und Meere wie heute, und der Quarzrollkiesel aus dem Cambrium sieht aus, als hätte ihn gestern erst die Welle niedergelegt, die sicherlich gerade so in ihrer jüngeren Sonne leuchtete und spielte wie die Welle von heute. Es ist nicht anders, wenn die Astronomen an der äussersten Grenze des Sichtbaren uns Nebelflecke zeigen, die Milchstrassen sind. Unwillkürlich denken wir mit Schiller: „Freunde, im Raume wohnt das Erhabene nicht!“ Nicht beflügelnd mehr wirken die ungeheuren Sternenweiten, wenn immer dieselben Stoffe, Gestalten und Gruppierungen auftauchen. Ist nicht vielmehr dieser Sternenhimmel täuschend ähnlich dem Wassertropfen voll wimmelnder Kleinwesen, in den das Mikroskop uns den Blick öffnet? Man rücke diese organischen Wesen, die hier einander bedrängen, auseinander, lege zwischen sie grosse Entfernungen, und es wird sich ein Bild scheinbaren Stillstandes in einem gewaltigen Raume enthüllen. Und wenn ich Sternenweite über Sternenweite denke, es wiederholt sich immer wieder dasselbe. Es ist wie eine Wüstenwanderung, eine Meerfahrt, weit aber arm.

Wo bleibt nun die Bereicherung, die so vielen als das letzte und höchste Ziel wissenschaftlicher Bildung gilt? Wer da glaubt, durch ununterbrochenes Anhäufen von Wissen einen immer grösseren Schatz zu sammeln, wird unfehlbar eines Tages zu der Einsicht kommen, dass er sich getäuscht hat: Die Masse seines Wissens vermehrt sich nicht, sie schwindet zusammen, wie wenn sie sich mit der Anhäufung verdichtete, zusammendrängte. Es ist wie beim Schmelzen des Schnees: Das Wasser, das da abfliesst, ist an Gewicht gleich dem Schnee, aus dem es entstanden, es ist auch noch derselbe Stoff, und doch ist es weniger, und mit der

Masse sind die Krystalle und ist aller Glanz und Schimmer des Schnees gegangen. Klarheit allerdings blieb übrig; aber durch diese Klarheit hindurch sehen wir immer dieselben Dinge wieder und hinter jeder Klarheit wieder dieselbe und wieder Klarheit und so fort. So ist es mit Planeten, Sternen, Nebelflecken, Infusorien, Jahresreihen: wir denken immer noch einmal darüber hinaus, und wenn wir uns satt geschaut und müde gedacht haben, ist alles, was wir in uns haben, das immer gleich schmale Ufer der Zeitlichkeit, von dem die „Klarheiten" unseres Wissens Welle hinter Welle hinauswogen auf einem Ozean der Ewigkeit. Wir glaubten, das gelobte Land des Wissens nach allen Seiten zu erweitern, dafür ist es von allen Seiten her enger geworden und wir haben eben nur Boden genug, um darauf zu stehen; und umgekehrt ist mit aller Erweiterung und Vertiefung des Wissens immer stärker das Gebiet des Unbekannten, Ungewussten und nie zu Wissenden gewachsen. Auf allen Wegen der Forschung öffnet sich der Blick auf dieses graue Meer, und es ist auf allen Seiten dasselbe. Erkennst du es wieder? Ist dies nicht das uralte, dessen lichte Fernen, vergebens von manchem Columbus und Magalhaes des Gedankens gesucht, wir bis zur Unsichtbarkeit, zum völligen Verschwinden hinausgerückt zu haben glaubten? Und nun bespült die Ewigkeit unsere Füsse und brandet von allen Seiten herein, als ob es nie einen Wissensreichtum und eine Wissenschaftsmacht gegeben hätte. Dieses Weltbild ist nicht verschieden von dem, das die Menschen umdämmerte, die noch gar keine Wissenschaft hatten und welche die Schöpfung der Welt wie ein fast Erlebtes von gestern oder vorgestern ansahen. Das Endliche kann ihnen nicht kleiner, das Unendliche nicht grösser und näher erschienen sein. Und uns kann auf der anderen Seite das Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen und das Sichbescheiden vor dem Unendlichen nicht ferner zu liegen scheinen. Es ist im Gegenteil diese Verbindung zwischen uns und dem rings umher aufleuchtenden Unendlichen das auszeichnende Merkmal des Abschnittes, an dem jetzt die geistige Entwickelung der Menschheit angekommen ist. Die grossen Naturforscher, die als Summe ihrer Erfahrung ausgesprochen haben, dass wahre Wissenschaft nicht von Gott wegführen könne, haben ihre Erkenntnis in solchem Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen errungen, das zu lehren folgerichtig die höchste Aufgabe der Wissenschaft sein müsste, die wirklich aufklären will. Denn ohne den Blick ins Unendliche gleicht kein Weltbild der Wirklichkeit und ist daher auch keine Weltanschauung möglich, die Stand hält. Eine der Wahrheit der Dinge entsprechende Weltanschauung kann daher nicht blos auf Wissenschaft, sondern muss auch auf Glauben begründet sein, und zwar um so sicherer, je weiter das Nichtwissenkönnen auf allen Seiten von der rätselhaften Klippe unseres Daseins und Wissens hinauszieht.

Friedrich Ratzel.



Zeugen Gottes in Wissenschaft und Kunst.

Unter diesem Titel werden wir Aussprüche bedeutender Männer bringen, welche für deren Beziehung zum Gottes-Glauben sprechen. Wir bitten unsere Leser uns

durch Sammlung solcher Aussprüche zu unterstützen, wenn möglich mit Quellenangabe.

K. E. von Baer, 1792—1876, berühmter Naturforscher, Begründer der Entwickelungsgeschichte.

„Die Harmonie der Naturkräfte führt uns zu einem gemeinsamen Urgrunde, und dieser Urgrund kann nicht verschieden sein von dem erhabenem Wesen, nach welchem das religiöse Bedürfnis des Menschen hinweist." (Nach Güttler, Wissen und Glauben, S. 143).

„Wenn man die mosaische Urkunde nicht streng wörtlich, sondern nur dem Wesen nach nehmen will, muss man gestehen, dass eine erhabenere, aus alter Zeit uns nicht überkommen ist, und keine gegeben werden kann. Setzt man beim ersten Auftreten des Menschen den Erdenstaub um in irdischen Stoff, so würde es heissen, dass der Mensch aus belebtem, irdischem Stoff aufgebaut ist, und über diese Wahrheit ist die Naturwissenschaft nicht hinausgekommen."

Die bekannten Angriffe von bibelfeindlicher Seite sind für Baer „komische Anachronismen (d. h. Verstösse gegen die Zeitrechnung), da schon längst die neuere Naturwissenschaft sich mit denselben zurecht gefunden hat. (Studien aus dem Gebiet der Natur 2. Bd. S. 465).

* * *

J. G. von Herder, 1744—1803, berühmter Dichter und Litterarhistoriker.

„So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch, aber auch so verschieden, duldend und allumfassend wird Gottes System über jedem menschlichen Gewebe bleiben." (Älteste Urkunde des Menschengeschlechts I. S. 18).

„Wäre der Mensch ein vierfüssiges Tier, wäre er es Jahrhunderte lang gewesen, er wäre es sicher noch, und nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn zu dem, was er jetzt ist, umgebildet." (Nach Beweis des Glaubens 1878, S. 138).

„Ich lag einmal an einer Krankheit darnieder, dass mir Gottes Wort vorkam wie eine ausgedrückte Zitrone. Gottlob! es ist mir jetzt wieder eine Frucht, die auf dem Lebensbaum blüht." (Nach Weitbrecht, Heilig ist die Jugendzeit, S. 29).



In unserer Zeit wogt der Kampf um die Weltanschauung wie selten sonst. Wenn man einmal aufmerksam die Neuigkeiten des Büchermarktes durchsieht, so fallen vor allem die „neuen Weltanschauungen" auf, die allerorts gebraut werden: hier ist es die „Weltanschauung des modernen Naturforschers", die selig machen soll, dort die „deutsche", hier die „ideale", dort die „materialistische"; Herr X. gründet seine „neue Weltanschauung" auf Bewegung, Herr

Y. auf die Energie und Herr Z. preist „die Gnosis“ an. Das sind so einige in wenig Wochen gesammelte Beispiele. Und was bieten die meisten dieser Menschheitsbeglücker? — Sie kochen breite Bettelsuppen!

Nach einer Weltanschauung ringt auch die Sozialdemokratie. Das Christentum glaubte sie nicht gebrauchen zu können, schon aus dem einfachen Grunde, weil sich die heutige Gesellschaft wenigstens dem Namen nach zu ihm bekennt, und nicht zum mindesten, weil es gebietet: „Gebet dem König, was des Königs ist.“ Da es aber bei vielen Anstoss erregt hätte, die Religion ganz auszurotten, so wurde der famose Leitsatz aufgestellt: „Die Religion ist Privatsache.“ So kam es, dass manche in die Sozialdemokratie gerieten, denen es dann ging wie jener Pastorenfamilie, in die ein Judenknabe zur christlichen Erziehung gegeben war: nach einiger Zeit mauschelte die ganze Gesellschaft. Ebenso verloren viele in der Sozialdemokratie ihre christliche Weltanschauung, und wie kann dies anders sein, wenn die Führer keine Gelegenheit hingehen lassen, das Christentum mit Füssen zu treten, wenn ein Jude an der Spitze steht, wenn zahllose Schriften in raffinierter Weise jene „Privatsache“ heimlich auszurotten sich bestreben!

Wenn man aber die Zeichen der Zeit beobachtet, so lässt sich doch nicht verkennen, dass dieser Kampf gegen das Christentum heute eine neue Wendung nimmt. Sei es, dass es aus Klugheitsrücksichten geschieht, sei es, dass die Massen nun doch innerlich erkennen, dass das Christentum einen anderen Trost bietet als Haeckel, Dodel und derartige Grössen, und dass es im Grunde genommen dem berechtigten Kern der sozialistischen Forderungen nicht widerspricht — genug, es bahnt sich auch hier im Kampf um die Weltanschauung eine Änderung an. Freilich scheint sich diese im Ausland schneller zu vollziehen. In Holland (Groningen) sprach sich die Sozialdemokratie für konfessionelle Schulen aus; in Belgien wächst die Missionskirche; die sozialdemokratischen Volksbibliotheken im Hennegau enthalten fast alle mehrere Bibeln; ein sozialdemokratischer Kongress in Lüttich beschloss seine religionsfeindliche Stellung zu revidieren, manche sozialistischen Tageszeitungen beschäftigen sich mit religiösen Fragen und gestatten sogar evangelischen Geistlichen das Wort. In England und Nordamerika ist die sozialistische Bewegung weit davon entfernt antichristlich zu sein, ja, es giebt dort unter ihren Führern fromme Männer, und selbst in der Schweiz scheint man wenigstens die Neutralität wahren zu können.

Bei uns freilich ist die Sozialdemokratie hierin doch noch recht rückständig, immerhin ist es schon etwas, dass sie neulich in einer Versammlung es ruhig mit anhörte, als der verehrte Provinzialschulrat Dr. Vogel das offene Bekenntnis ablegte, dass er, als Naturforscher, „nur durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi wieder ein fröhlicher Mensch“ geworden sei. Und als auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag der Wiesbadener freireligiöse Prediger Welker scharfes Vorgehen gegen die Religion forderte, siehe, da hat ihn „Genosse“ von Vollmar gründlich abgefertigt und z. B. auch die Schriften eines Sozialisten Dr. Losinsky[1]) abgeschüttelt. Das mag ja nun wohl mehr Taktik als Überzeugung sein, aber es ist doch auch am Ende der Anfang einer besseren Erkenntnis.

Bezeichnend ist, dass die Sozialdemokraten sich heute bestreben, das Urchristentum als proletarische Bewegung hinzustellen, das tut z. B. die von Fleischmann bekämpfte Schrift von Losinsky, das tut aber auch Kautsky in einem Artikel „Die Sozialdemokratie und die katholische Kirche“. Es heisst da u. a.: „Dem Urchristentum steht die sozialistische Bewegung näher als irgend eine andere moderne Bewegung; denn es ist wie sie proletarischen Ursprungs; freilich war es das hilflose, bettelnde, nicht das trotzig kämpfende Proletariat, das ihm seinen ersten Stempel aufprägte, aber immerhin das proletarische Streben nach Aufhebung der Klassenunterschiede ist mit der christlichen Lehre wohl vereinbar.“ Es lohnt sich nicht auf die grosse Verständnislosigkeit einzugehen, die darin liegt, wenn nun weiterhin z. B. offenbar das Armen-

1) Gegen dieselben sind jüngst drei sehr empfehlenswerte Flugschriften von P. Fleischmann erschienen, nämlich: 1. Waren die Urchristen wirklich Sozialisten? (Berliner Stadtmission), 2. War Jesus Gott, Mensch oder Übermensch? 3. Wie bekämpft die Sozialdemokratie das Christentum? (Verein f. christl. Volksbildung in Rheinland und Westfalen). Sie eignen sich ganz vorzüglich zur Massenverbreitung.

wesen der ältesten christlichen Gemeinden als deren einzigartige Kraft angesehen wird (Julian Apostatas der christlichen Liebestätigkeit nachgemachte Armenpflege von Staatswegen half doch nichts!) oder wenn das Urchristentum als „hilflos bettelnd" gekennzeichnet wird, während doch wahrlich seine sieghafte Überwindung der Welt mit Hilfe des Neuen und Unerhörten, das es der Menschheit brachte, in der Welt ganz einzigartig dasteht. — Zu der Erkenntnis ist die Sozialdemokratie eben noch nicht durchgedrungen, dass das Urchristentum in der Tat die Kraft sozialer Erneuerung in sich trug, und dass das Christentum heute auch allein den wahren Sozialismus fördern kann. Es sei übrigens auch hier angeführt, was ich an anderem Ort genauer berichtete, dass man jetzt auch in sozialdemokratischen Kreisen anfängt die Unzulänglichkeit des Darwinismus zu begreifen, veröffentlichte doch ein Dr. Grottewitz in den „Sozialistischen Monatsheften", die ja freilich auch sonst ketzerisch sind, einen Aufsatz über „Darwinistische Mythen".

Solche erfreulichen Wendungen schliessen natürlich gelegentliche törichte Äusserungen nicht aus, so leistete es sich jüngst das italienische Hauptorgan der Sozialdemokraten „Avanti", das Christentum als Kehrichthaufen zu bezeichnen und zu schreiben: „Die sozialistische Zivilisation wird sich niemals mit dem Christentum beschmutzen." — Welche ohnmächtige Wut sich darin ausspricht!

Der Herbst hat einen Grossen unter den Atheisten ins Jenseits entboten, Rudolf Virchow, Das hat sonderbare Aeusserungen hervorgerufen.

Wer wollte seine grossen naturwissenschaftlichen Verdienste leugnen! Er begründete die „Zellular-Pathologie", welche Entstehung und Wesen der Krankheiten auf die kleinsten Elemente des Körpers, die Zellen, zurückführt; er hat in Anthropologie und Urgeschichte Grossartiges geleistet und hat auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege segensreich gewirkt. Das Christentum jedoch hat er niemals verstanden, und man kann ihn wohl ruhig als Atheisten bezeichnen; aber er war ein freimütiger, überzeugungstreuer Mann, und das konnten ihm gegebenen Falls gerade seine Gesinnungsgenossen nicht vergessen. Seine Überzeugung trieb ihn dazu, den Darwinismus zu bekämpfen und die Abstammung des Menschen vom Affen für ein Phantasiegebilde zu erklären. Als Haeckel auf der Naturforscher-Versammlung 1877 forderte, dass der Darwinismus in den Schulen gelehrt werden sollte, trat ihm Virchow ruhig und sachlich entgegen.

Das wird ihm heute noch verargt, man sucht (z. B. auch in der „Zukunft") deswegen seine Verdienste zu verkleinern und in der Zeitschrift „Das freie Wort" (No. 13, S. 402) verschreit ihn ein Dr. Drill sogar nach W. Bölsche als „Reaktionär". Weil Virchow sich 14 Jahre vorher einmal für Haeckel ausgesprochen hat, deshalb ist jenes andere Auftreten „ein dunkler Punkt", ein „Sündenfall", ja „die Sünde wider den heiligen Geist der Wissenschaft". Die Möglichkeit, dass Jemand sich in einer so langen Zeit auch von der Unzulänglichkeit des Darwinismus überzeugt haben könnte, kommt dem Mann gar nicht bei, der Tote wird beschimpft und ihm, der sein ganzes Leben ein Gegner der Kirche war, „Kniebeuge" vor derselben angedichtet. Es lebe die freisinnige Gerechtigkeit und Sachlichkeit! Belustigend ist, dass sie sich hier am eigenen Gesinnungsgenossen noch auslässt, nachdem ihm der Tod den Mund zur Gegenwehr geschlossen hat, und das alles nur deshalb, weil er dem Darwinismus die alleinseligmachende Kraft absprach.

Noch eine andere sonderbare Erscheinung hat dieser Todesfall gezeitigt: bei seiner Beisetzung hielt ein evangelischer Prediger eine „ergreifende" Gedächtnissrede, welche schloss: „Und nun gehe, Du Entschlafener, zu dem Vater der Geister, zu dem Urquell des Lichts und der Wahrheit". Und der Domchor sang sogar: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben". Man kann Virchow jede weltliche Ehrung gönnen, er hat sie als grosser Forscher verdient, aber sollte diese kirchliche Ehrung in seinem Sinne sein? Ist es nicht eine Charakterlosigkeit, eine Geschmacklosigkeit, wenn er nach seinem Tode mit Dingen gefeiert wird, die er als Lebender belächelt hat? Und soll diese Charakterlosigkeit wohl dazu beitragen, das Ansehen der Kirche und der christlichen Weltanschauung zu fördern? — Der sozialdemokratische „Vorwärts" hat denn auch prompt die Antwort darauf gegeben, und man kann ihm darin nur recht geben, wenn er

dieserhalb den Mut der Kirche bespöttelt. — Wir unsererseits wollen in Virchow den grossen Naturforscher voll und ganz ehren, im Übrigen aber offen sagen, dass er in religiöser Hinsicht ganz oberflächlich war und zu irgend welcher Klarheit nicht gekommen ist. Das schöne Wort „In dem Herrn sterben", angesichts seines Todes gebraucht, wird zur unangenehmen Phrase.

* * *

In „Heimdall, Zeitschrift für reines Deutschtum und All-Deutschtum" (No. 19 vom 1. ‚Gilbhart"!) wird die Notwendigkeit der Gründung einer „Deutschkirche" behauptet. Der betreffende „Germane" will zunächst eine germanische Gott-, Menschen- und Weltanschauung aufstellen, bescheidener Weise erkennt er aber dafür sein Hirn als unzureichend an, er fordert daher „das Hirn eines ganzen Kreises von Arier-Söhnen" auf, ihm zu helfen. Dabei treibt ihn aber der weniger bescheidene Gedanke, dass „alle anderen Völker lediglich Nachäffer des von Germanen Geschaffenen sind", das Volk der Germanen allein trägt den Funken göttlicher Schöpferkraft in sich und verkörpert den „wirklichen Gott auf Erden". Alle Deutschkirchler, die in sich Hirn genug fühlen, sollen von dem Herausgeber von „Heimdall," Herrn Reinecke, Fragebogen für jene Aufgabe fordern. — Als Beispiel für diese Arbeit ergeht sich der Verfasser über das „kristliche" Gebot der Feindesliebe. Der Nächste der Germanen ist aber nur der Germane. Für ihn werden alle Gebote der Feindesliebe, des Mitleids, Verzeihens u. s. w. als berechtigt anerkannt, aber: „Schlägt und beschimpft dich (deinen Nächsten oder dein Volk) ein Fremdling, so schlage ihn nieder, denn er hat den göttlichen Geist geschlagen und ist des Todes schuldig!" – Wie sich ein solch unglaublicher Hochmut mit Sätzen schmücken kann, welche die Demut Christi diktierte, ist uns unbegreiflich. — Wenn die übrigen Ariersöhne Heimdalls ebenfalls solch ein Zeug hervorbringen, dann kann es ja mit dieser Deutschkirche nett werden.

Übrigens wollen wir nicht verschweigen, dass „Heimdall" eben eine Diskussion über die Entartung der Germanen bringt, in der sich sittlich ernste Denkweise offenbart. Wenn bei derselben nur auch die wirklich richtigen Heilmittel zur Sprache kämen! Aber ob wohl jene „Deutschkirche" der Entartung entgegenarbeiten könnte? — Ach, sie ist ja selbst ein Zeichen von religiöser Entartung.

* * *

Mit der Sozialdemokratie zeigt auch „Der Heide", jene heidnische Zeitschrift mitten im christlichen Deutschland, in Sachen des Darwinismus ein dämmerndes Verständnis, indem er zugiebt, dass die Anpassung an die äusseren Lebensbedingungen eine innere „bildende Grundmacht" fordert; sie ist „übersinnlicher Natur" und daher als „Seele" unsterblich. Sie soll aber auch eine Art Stoffwanderung durchmachen und schon früher ein anderes Dasein gehabt haben als jetzt und sich dabei weiter entwickeln. Dies wird als „übersinnlicher Darwinismus" gegenüber dem „irdischen" bezeichnet, eine grossartige Entdeckung, die den Darwinismus dem Spiritismus überliefert. Vom irdischen Darwinismus hat dieser übersinnliche Darwinianer aber leider sehr wenig Ahnung; denn nicht die Anpassung macht das Wesen des Darwinismus aus, sondern Kampf ums Dasein und Selektion. — Den Materialismus bekämpft „Der Heide" bei diesen Anschauungen natürlich; er erklärt, dass die Ansichten desselben meistens die Wahrheit treffen, wenn sie auf den Kopf gestellt werden, so ist z. B. die Seele nicht eine Äusserung des Lebewesens, sondern umgekehrt das Lebewesen eine Äusserung (Offenbarung) der Seele, die der irdischen Erscheinungsform vorher geht.

* * *

Dass im Allgemeinen heute das Interesse an religiösen Fragen kein geringes ist dass vielmehr ein gewisses Sehnen nach religiöser Erkenntnis durch alle Schichten des Volkes auch die gebildeten, hindurchgeht, — das zeigt auch die grosse Teilnahme, welche im vorigen Jahre Harnacks Schrift über das Wesen des Christentums nebst ihren Entgegnungen fand und in diesem Jahr Delitzsch Vortrag über Babel und Bibel nebst Gegenschriften, hat doch von den letzteren die von Ed. König in kurzer Frist nicht weniger als 6 Auflagen erlebt. Da wir über die letztgenannte Frage bald einen ausführlichen Bericht aus berufener Feder bringen

werden, so können wir über sie hier füglich schweigen, und das erstgenannte, den Kern auch unseres Wollens betreffende Thema wird uns ja selbstredend auch noch eingehend beschäftigen müssen. Heute sei nur darauf hingewiesen, wie diese Frage auch die nichtchristlichen Kreise bewegt und wie in ihnen über sie geurteilt wird: In der neuen Zeitschrift „Deutschland“ und vorher auch schon in der „Gegenwart“ hat der Philosoph des Unbewussten, E. von Hartmann, zu jener Frage das Wort ergriffen. Es ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert, was er über das Wesen des Christentums schreibt: „Ich suche das entscheidende Merkmal der christlichen Religion im Unterschied von allen anderen in demjenigen, was die vier halbtausendjährigen Entwicklungsstufen als Zentraldogma miteinander gemein haben, d. h. in der einzigartigen Gottmenschheit des Erlösers Jesus Christus. An diesem Merkmal bemessen, fällt der Ultrarationalismus im Anfang des 19. Jahrhunderts, der liberale und spekulative Protestantismus in seiner Mitte und der Linksritschlianismus seines Ausgangs nicht mehr unter den Begriff des Christentums, wenngleich sie alle, weil sie mit dem Worte einen anderen Begriff verbinden, gut gläubig behaupten, darunter zu fallen.“ Auch die meisten neueren Philosophen sind nach Hartmann nicht mehr Vertreter des Christentums. Aber weil sie es noch vorgeben, verzeiht man ihnen die Abweichungen, während man die seinigen, die er für, z. T. viel geringer erklärt, nicht verzeiht, deshalb nämlich nicht, weil er ehrlich bekennt, nicht mehr unter christlicher Flagge segeln zu können. — Man wird es Ed. von Hartmann zugestehen müssen, dass er um vieles ehrlicher und offener ist als mancher andere pseudochristliche Philosoph, der nur noch mit Umwertung des Begriffes ein Christ bleibt.

* * *

Die aus Positiven und Liberalen bestehende evangelische Bezirkssynode Frankfurt a. M. hat das Konsistorium einstimmig ersucht, für die regelmässigen konfessionellen Schulandachten in den höheren Schulen Frankfurts Sorge zu tragen. Man hat dort Versuche mit interkonfessionellen Andachten gemacht, die aber natürlich scheiterten. Darüber erhob sich nun ein gewaltiges Gezeter in den Zeitungen; so erklärt die „Kleine Presse“, dass Schulandachten gegen den toleranten Geist des Frankfurter Schulwesens verstiessen und äusserliche Muss-Frömmigkeit erzeugten. Durch die konfessionell getrennten Andachten, bei denen „doch wohl zu verschiedenen Gottheiten“ gebetet würde, soll Unduldsamkeit und Überhebung künstlich gezüchtet werden. — Ob der Schreiber wohl schon je in seinem Leben einer Schulandacht beigewohnt hat? — Die gesinnungstüchtigen Frankfurter Stadtverordneten haben dann auch diesen toleranten Anschauungen zugestimmt und die Bitte der Synode abgeschlagen.

* * *

In der Zeitschrift „Deutschland“ (Heft 1) redet Pfleiderer der Aufhebung von § 166 des Reichsstrafgesetzbuches (öffentliche Beschimpfung der anerkannten Religionsgesellschaften) das Wort: Es mag sein, dass in jenem § dies und das eine Aenderung vertragen kann, im allgemeinen ist es nicht unser Geschmack, dass der religiöse Geist durch Polizisten geschützt werden sollte. Allein, wenn in der Begründung gesagt wird, es widerspräche die Anwendung von Zwang der evangelischen Gewissensfreiheit und die Religion werde in ihrem innersten Wesen als Sache freier Überzeugung schwer geschädigt, — so sind derartige Behauptungen doch völlig unverständlich. Es handelt sich doch hier um eine Beschimpfung, die gerade in sich eine gewisse Unduldsamkeit gegen Andersgläubige offenbart. Dass das Beschimpfen oder Sich-Beschimpfen-Lassen etwa eine Sache der evangelischen Gewissensfreiheit sein sollte, haben wir bisher noch nicht gewusst. Es kann doch wahrhaftig jeder bei uns seine freie (sogar die allerfreieste) Überzeugung haben und auch äussern, wo ist dieselbe je schon durch den § 166 gehindert worden! Und wenn es geschehen, so lag eben eine falsche Auslegung des Gesetzes und eine Dehnung der Begriffe vor, die man durch gewisse Abänderungen vermeiden mag. Etwas anderes ist es denn aber doch, ob man seine Überzeugung derartig ausspricht, dass man dadurch die heiligsten Gefühle seines Mitmenschen tief verletzt. Darum allein aber handelt es sich bei § 166 („Wer dadurch, dass er öffentlich in beschimpfenden Äusserungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten

innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, im gleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft“).

Mit dem Fortfall von § 166 würde auch jede Ärgernis erregende Gotteslästerung frei ausgehen und jeder halbwüchsige Bube könnte ungehindert mit Koth bewerfen, was nun doch immer noch den meisten Deutschen hoch und heilig ist. Das wären dann ja nette Zustände! Sollten diese dann etwa dem entsprechen, was man Duldsamkeit nennt? — Wohin doch die geradezu krankhafte Sucht nach Über-Toleranz führen kann! E. Dennert.



Die apologetische Auskunftstelle der fr. kirchl. soz. Konferenz besteht schon seit zweieinhalb Jahren und beantwortete in dieser Zeit 56 Fragen. Sie wird von jetzt ab mit unserem Blatt verbunden. Sie erteilt jedem Abonnenten gegen Beilegung des vierteljährlichen Bezugsscheines kostenfreie Auskunft auf alle apologetischen Fragen, litterar. Nachweis u. s. w. Soll die Antwort so bald wie möglich brieflich erfolgen, so bitten wir eine Briefmarke oder Karte beizulegen. Nichtabonnenten zahlen für die Auskunft Mark 1,— in Briefmarken. Die Auskunftstelle soll ganz besonders dem Verkehr mit unseren Lesern dienen und uns auch Fühlung mit den wirklichen Fragen und Schmerzen des Glaubenslebens geben. Dem dient auch noch besonders die im Anschluss an die Auskunftstelle errichtete Abteilung:

„Antworten auf Zweifelsfragen“. Hier werden apologetische Fragen allgemeinen Interesses aus dem Leserkreis aufgeworfen. — Wir bitten dringend jeden, der sich berufen fühlt, um seine Antwort. Die brauchbaren Antworten werden wir dann zu einer zusammenfassenden Antwort verarbeiten.

Frage 1: Was tat Gott vor der Erschaffung der Welt? — N. N. in R.

Frage 2: Wie ist das hohe Alter der alttestamentlichen Patriarchen mit der Wirklichkeit vereinbar? — Kaufmann B. in M.



I. Zeitschriften.

Aus dem Inhalt des letzten Halbjahres vom „Beweis des Glaubens“ sei folgendes hervorgehoben: 1. Fischer findet in „Jesus und das alte Testament“, „dass Jesus nicht als Knecht unter dem alten Testament steht, dass er aber ebensowenig sich über das alte Testament, wie über etwas Fremdes, das ihn nicht angeht, hinwegsetzt, dass er vielmehr, in dem alten Testament stehend, zugleich frei über ihm steht, ein Herr über die Haushaltung Gottes . . . . ; es zeigt sich, dass die ganze alttestamentliche Entwicklung auf Jesum zuläuft, um von Jesu

aufgenommen und erfüllt zu werden, dass, wer Jesu Stellung zu dem alten Testamente in zwei Worte fassen will, nicht sagen darf „Jesus oder das alte Testament“, sondern „Jesus und das alte Testament‘. — 2. Dennert lieferte in „Fechner als Naturphilosoph und Christ“[1]) einen Beitrag zur Kritik des Pantheismus; bei aller Anerkennung seiner idealen Weltanschauung und ernsten Frömmigkeit wird hier nachgewiesen, dass Fechner's Christentum von dem biblischen weit entfernt ist und dass alle Schwächen seines Weltbildes gerade in seinem Pantheismus liegen. — 3. In einem Artilel „Zur Inspirationsfrage“ bejaht Höhne die Frage nach der Möglichkeit des Nachweises der Inspiration im weitesten Sinne und verneint die altorthodoxe Lehre. — 4. König sucht die moderne Poetisierung des alten Testaments“ als misslungen zu erweisen. — 5. Dennert berichtet „Von der letzten Naturforscher-Versammlung“ einige Äusserungen über die Descendenzlehre: der Botaniker De Vries und der Paläontologe Koken lehnten den Darwinismus ab, der Zoologe Ziegler aus Jena dagegen schien noch ganz in dem Banne Haeckels zu stehen. Auch hielt in jener Versammlung Reinke einen gehaltvollen Vortrag „Über die in den Organismen wirksamen Kräfte“.

In der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ hat Horn in einem Aufsatz „Der Kampf um die leibliche Auferstehung des Herrn“ eine Übersicht geliefert über die meisten Bearbeitungen dieses Themas sowohl aus dem negativ-kritischen wie aus dem positiven Lager.

Aus den letzten Heften der katholischen apologetischen Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ heben wir folgendes hervor: 1. Der Astronom der gregorianischen Universität zu Rom P. Adolf Müller unternimmt in dem Aufsatz „Bibel uud Gnomonik“ eine ausführliche Verteidigung der biblischen Erzählung (2. Könige 20; Jes. 38, 1—9), nach welcher der Schattenzeiger an der Uhr des Königs Ahas auf den Befehl des Propheten Jesajas plötzlich um 5 Stunden zurücklief. Vielleicht kommen wir noch einmal auf diesen Aufsatz zurück. — 2. Einen Gang durch die Geschichte der Naturwissenschaften beginnt Jacobi in dem Aufsatz: „Naturwissenschaftliche Anschauungen im Wandel der Zeiten“. — 3. Eine interessante Zusammenstellung liefert Tümler in seiner Arbeit „Schutzmasken in der Tierwelt“ über die sogenannte Mimikry (Nachäffung), jenen vom Darwinismus geprägten und sehr mit Unrecht für ihn ausgebeuteten modernen Begriff.

In dem Biologischen Zentralblatt behandelt 1. Driesch in einem interessanten Artikel „Anhänger und Gegner der Lehre von der Lebensautonomie“ (Selbständigkeit des Lebens) die Frage nach der Lebenskraft und setzt sich mit andern Forschern auseinander. Er selbst hält bekanntlich die kausale (d. h. nach der Ursache fragende), und die teleologische (d. h. nach dem Zweck fragende) Betrachtung für gleichberechtigt und parallel laufend: Die Kausalität ist nach ihm zwar allgültig, jedoch nicht allein gültig. Bezüglich der Lebenskraft vertritt er die Maschinentheorie. Der Name Driesch bedeutet ein Programm und seine Aufsätze sind stets wertvoll. — 2. Moll liefert ein ausführliches Referat über die „Mutationstheorie“ von De Vries, auf welches hier nur hingewiesen werden mag, da wir diese Lehre demnächst genauer zu besprechen haben werden. —

Globus, 1902 Okt. S. 263 liefert einen Artikel über eine Veröffentlichung von Fr. Boas über die Eskimos des Baffinlandes und der Hudsonbai. Wir entnehmen ihm Folgendes: Interessant sind die Southampton-Eskimos an der Südwestseite der Insel, weil sie kaum mit Europäern in Berührung kamen. Sie gebrauchen noch Pfeil und Bogen und haben nur wenig Eisen. Die Pfeil- und Harpunenspitzen sind aus Feuerstein mit Knochenraspel bearbeitet. Feuersteinmesser wurden nicht gefunden. Die sog. Scheermesser bestehen aus Walfischknochen oder Walrosszahn mit Holzgriff. Die Lampen und Töpfe machen sie aus Kalksteinplatten, die mit einer Mischung von Oel, Russ und Blut verkittet werden. Haargehänge werden beschrieben aus Walrosszahn mit Punkt-Ornamenten. Die Stämme des genannten Bezirks stehen sich in Kunstfertigkeiten und Anschauungen sehr nahe, näher als die Stämme in Grönland und Alaska. Andererseits findet sich auch eine Gleichheit des Kulturbesitzes zwischen den Alaska-Eskimos und

1) Auch als Broschüre für sich erschienen: Gütersloh, Bertelsmann 1902, 1 Mark.

den östlichen Eskimos (Grundformen der Waffen, Geräte und Gebrauchsgegenstände, Kleidung, Tätowirung, auch manche Gewohnheiten und Anschauungen), die auf Gemeingut des alten Grundstockes schliessen lassen. Künstlerische Ausschmückung der Geräte findet sich in den östlichen Stämmen fast gar nicht, dagegen aber in Alaska, wohl wegen Berührung mit Indianern. Eine derartige Beeinflussung schliesst Boas auch aus anderem. Er glaubt nicht wie Rinks an den Alaskaursprung der Eskimos, da die Zerstreuung dann vor ihrer Berührung mit den Indianern stattgefunden haben müsste. Er verlegt die Urheimat der Eskimos vielmehr östlich vom Mackenzie, und glaubt an schrittweise Zerstreuung und dabei nachahmende Berührung mit Indianern.

In der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (Berlin, 1902 Nr. 6) bespricht Seler den Ursprung der Mittelamerikanischen Kultur: je weiter die Kenntnis der Ornamentik, Kunstentwickelung und Formensprache Mittelamerikas steigt, desto mehr schwindet die Möglichkeit, jene auf irgend eine der alten Welt zurückzuführen, trotz mancher überraschenden Uebereinstimmung. Der Ursprung der mittelamerikanischen Kultur ist jedenfalls nicht in Asien zu suchen. Dadurch wird das Problem natürlich sehr erschwert.

Ich möchte übrigens bei der Gelegenheit auf eine andere harte Nuss hinweisen, welche Amerika unsern Affenverwandtschaftsschwärmern zu knacken aufgibt. Es gibt in ganz Amerika keine menschenähnlichen Affen, vielmehr sind die geschwänzten Affen Amerikas weit entfernt von irgend welcher Menschenähnlichkeit. Auch fand man bisher in Amerika keine fossilen Reste menschenähnlicher Affen. Trotz alledem wohnen gerade im Süden dieses Erdteils die armseligsten Menschen, die Feuerländer, deren Anblick bei Darwin gerade den Gedanken der Affen-Verwandtschaft erregte. Wie soll nun dies alles bei Annahme der letzteren zu erklären sein? — U. A. w. g.

Die sog. Zwergvölker in den Urwaldgebieten Mittelafrikas behandelt ein Artikel der Umschau 1902 Nr. 44. Manche halten diese an sich nicht kleinen (Durchschnittgrösse 1,40 m) jedoch unproportionirt (grosser Kopf, dünne Glieder) gebauten Menschen für die Urbevölkerung Afrikas. Dem gegenüber ist zu sagen, dass sie die Merkmale von Rückgang an sich tragen und sehr wahrscheinlich durch die Ungunst der Verhältnisse herunter gekommene Formen sind. Ratzel betont übrigens einmal, dass diese Völker durchaus nicht tief unter den Negern stehen und dass sie weit entfernt sind, gar affenartige Merkmale zu tragen. Es sind in kleinen Gruppen lebende, unstete und wilde Jäger, die mit ihren Ackerbau treibenden Nachbarn Tauschhandel treiben. Ihre Kleidung ist sehr gering, auch Schmuck haben sie wenig. Ihre halbkugeligen Hütten bestehen aus Zweigen und Laub.

II. Bücher.

J. Lepsius, Adolf Harnacks Wesen des Christentums. Berlin, Reich Christi-Verlag 1902, S. 92. Unbedingt das Beste, was der Ref. von Schriften gegen Harnack gelesen, sachlich, klar und tiefbegründet. L. weisst nach, dass Harnack das Christentum zur reinen Moral macht, dass er nur das „Was" des „Sein Sollenden" nicht aber das „Wie" berücksichtigt und dass er mit Unrecht die Person Christi aus dem Evangelium ausschaltet, dass Harnack daher noch ganz in Nomismus (Gesetzes-Religion) befangen ist, während das Wesen des Christentums nach L. gerade in der endgiltigen Beseitigung des Nomismus besteht. Das Buch sei Freunden und Gegnern Harnacks dringend empfohlen. — Dt.

J. Lepsius, die Auferstehungsberichte; ebenda 1902, 45 S. Auch in dieser Schrift zeigt sich L.s grosse Klarheit und Exaktheit, sowie die Unbefangenheit mit der er seinen Problemen entgegentritt. Ausgehend von den Einwürfen von Reimarus-Lessing, zeigte er, dass wir den Auferstehungsberichten noch geradeso ratlos gegenüberstehen wie vor 100 Jahren. Er wendet sich sodann zu der in ihnen liegenden Hauptschwierigkeit, dem Gegensatz des Markus-Matthäus- und des Lukas-Johannisberichtes: nach jenem erschien Christus den Jüngern zuerst in Galiläa, nach diesem in Jerusalem. Nach dem Vorgang von R. Hofmann löst L. nun dieses Rätsel sehr einfach und überraschend, indem er nachweist, dass jenes Galiläa gar nicht die Landschaft, sondern eine Ortslage auf der nördlichen Kuppe des Ölberges war. — Dt.

J. Lepsius, Macht und Sittlichkeit im nationalen Leben. Berlin, 1902 39 S. Wer diesen schönen Vortrag in Düsseldorf hörte, wird ihn doch gern wiederlesen, und wer ihn nicht hörte, versäume nicht, ihn bald zu lesen.

A. W. Hunzinger, Brennende Fragen im Lichte der Ewigkeit. Fr. Bahn, Schwerin 1902. Vor uns liegen zwei Hefte mit diesem Sammeltitel: sie enthalten 1. Persönliches Leben. Die entscheidende Stelle im Menschen. Das Auge. (72 S., 1 M.) 2. Die Bühne als moralische Anstalt. Optimismus oder Pessimismus. Naturgesetz und Wunderglaube. (48 S., 0,80 M.). Es sind dies „Vorträge für Suchende“, die wir ihrer Klarheit und Anschaulichkeit wegen sehr empfehlen. Gegenüber manchen anderen apologetischen Erscheinungen berührt es wohltuend, dass der Redner mit Verständnis auf das moderne Denken eingeht und seinen Wahrheitsgehalt anerkennt. — Dt.

C. Hasert, Was ist der Mensch? O. Mosers Buchh., Graz 1902 S. 188. Eine gemeinverständliche Darlegung der christlichen Auffassung der Menschennatur von katholischer Seite, bemerkenswert vor allem dadurch, dass hier versucht wird, die Uebereinstimmung der Entwickelungslehre mit den katholischen Lehren darzutun. Einfach, klar, volkstümlich, hier und da aber auch etwas einseitig.

F. Wohlhaupt, das Lebensziel des Menschen — diesseitig oder jenseitig? Leipzig A. Deichert Nachf. 1902. 92 S. 1,50 M. — Der Verf. prüft „die Lebensideale, besonders der gegenwärtigen Richtungen in der Theologie“ (Pfleiderer, Lipsius, Ritschl, Harnack, Frank, Dorner, Pietismus) und kommt zu dem Ergebnis, dass sie alle mehr oder weniger im Diesseits wurzeln und dass ihr Gottesglaube pantheistisch gefärbt ist. Der Verf. selbst wird dabei auf den Dualismus als Prinzip der Welt geführt. Eine lesenswerte Schrift!

H. Schultz, Grundriss der christlichen Apologetik. 2. erweiterte Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. 225 S. 4 M. — Dieses Buch des Göttinger Theologen verdient grössere Beachtung der Apologeten, als es zu finden scheint. Die 1. Aufl. war mehr für den Gebrauch bei Vorlesungen zugeschnitten; bei der vorliegenden 2. Aufl. ist dies erfreulicher Weise etwas geändert und der Stoff vermehrt.

K. Harraeus. Zwei Evangelien des Monismus. Strauss „Alter und neuer Glaube“ und Haeckels „Welträtsel“. Stuttgart. Chr. Belser, 1902. 48 S., 0,80 M. — Ein Heft der Zeitfr. des christl. Volkslebens, welches den alten Monismus (Materialismus) von Strauss und den neuen von Haeckel scharf beleuchtet, vergleicht und als unhaltbar nachweist. — Wohl geeignet zur Aufklärung solcher, welche diesen Monismus für ein Gemeingut moderner Bildung halten.

A. Pauly, Wahres und Falsches an Darwins Lehre. München, G. Reinhardt, 1902. 18 S. 0,80 M. — Ein weiteres Zeugnis für des Ref. Behauptung, dass der Darwinismus im Sterben liegt. Hier zeigt ein Zoologe, dass die Entwicklungslehre Wahrheit ist, dass die Zuchtwahl aber als ein Zufallsprinzip zurückzuweisen ist. Dt.

E. Dennert. Am Sterbelager des Darwinismus. 1—3 Tausend. Stuttg. M. Kielmann, 1902. 83 S., 1,50 M. — Der vorhergenannten Schrift entsprechend, berichtet der Verf. hier über zahlreiche Stimmen aus Naturforscherkreisen, welche in demselben Sinne wie die von Pauly lauten.

J. Piening, Herzensfriede! Gr. Lichterfelde, E. Runge. 75 S., 1 M. — Erbauliche Betrachtungen mit vielen Beispielen aus dem Leben bedeutender Männer. Als Gelegenheitsgeschenk sehr geeignet, auch wegen der hübschen äussern Ausstattung.

N. G. Hofmeyer, Gegensätze im Christenleben. In das Deutsche übertragen von G. Holtey-Weber. Hagen, O. Rippel, 1903. 189 S. — Eine ganz prächtige Schrift eines Professors der Theologie in Stellenbosch (Südafrika). Sie enthält 25 Betrachtungen über einander gegenüberstehende Begriffe, wie z. B. individuell und gemeinsam, gebunden und frei, Natur und Wunder, Geist und Buchstabe u. s. w.; von einem tiefgründigen und weitschauenden Geist. Die Übersetzung merkt man dem Buche nicht an.

Als willkommenen Bundesgenossen begrüssen wir die Modernen Flugblätter für männliches Christentum (Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) von A. v. Broecker. Zwar will uns der Ausdruck „männliches Christentum“ nicht behagen, weil er missverständlich

ist, aber was sie wollen und bringen, ist gut. Die 6 bisher erschienenen lauten: 1. Ist das Christentum etwas für den aufstrebenden Arbeiter? 2. Was denken die jungen Männer vom Christentum? 3. Vertragen sich die Nöte in der Welt mit der Liebe Gottes? 4. Arbeiteradel. 5. Kann ein denkender Mensch noch an Gott glauben? 6. Die Wahrheit über Jesus von Nazareth. (Preis portofrei 25 Stück 0,25 M.; 100 Stück 1,20 M.; 1000 Stück 8,50 M.).

Bibliothek.

Die apologetische Bibliothek unseres Blattes steht jedem Leser zur Verfügung. Wegen Abnützung der Bücher, die z. T. Privateigentum sind, müssen wir aber eine Vergütung beanspruchen: Ausser Ersatz der Portokosten und jedesmal 15 Pfg. Verpackungskosten zahlt der Abonnent (unter Einsendung des vierteljährlichen Bezugsscheines) pro Heft oder Band wöchentlich 15 Pfg., der Nichtabonnent 30 Pfg. Laufende Jahrgänge einer Zeitschrift können in der Regel erst im nächsten Jahre verliehen werden.

Wir bitten dringend die Freunde unserer Sache, auch diese Einrichtung unseres Blattes freundlichst zu unterstützen, sei es durch direkte Überweisung von Schriften, die für unsere Arbeit wichtig sind oder durch Namhaftmachung von solchen, die sie vorkommenden Falls zum Verleihen uns zur Verfügung stellen würden. — Unter dem Abschnitt „Bibliothek" nennen wir von jetzt ab fortlaufend und im ganzen zunächst ungeordnet wertvolle Bücher, die wir unsern Lesern unter den obigen Bedingungen zur Verfügung stellen können, ein mehr systematisches Verzeichnis wird mit der Zeit ausgegeben werden.

1. G. Th. Fechner, Zend-Avesta. 2. Aufl. 2 Bde. Lp. 01.
2. O. Flügel, Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart. Langens. 1902.
3. G. F. Fuchs, Fr. Nietzsche. 2. Aufl. Stuttg. 99.
4. Fr. Harms, Naturphilosophie. Leipz. 95.
5. J. Huber, Die Forschung nach der Materie. München 77.
6. Kahnis, Das Verhältnis der alten Philosophie zum Christentum. Lp. 84.
7. M. Kronenberg, Moderne Philosophen. München 99. (Kurze Darlegung der Philosophie von Lotze, F. A. Lange, Cousin, Feuerbach, Stirner).
8. E. Pfennigsdorf, Nietzsche und das Christentum. Dessau 02.
9. Derselbe, Christus im modernen Geistesleben. 3. Aufl. Dessau 1900.
10. J. Reiner, Fr. Nietzsche. Lp. 01.
11. A. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bde. Halle.
12. A. Stadler, Kants Teleologie. Berl. 74.
13. J. H. Wilhelmi, Carlyle und Nietzche. 2. Aufl. Gött. 1900.
14. H. Davy, Tröstende Betrachtungen. Nürnb. 33.
15. J. G. von Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit. 3 Bände. Leipzig 69.
16. H. Ulrici, Glauben und Wissen. Leipzig 58.
17. A. von Humboldt, Kosmos. 2 Bde. Stuttg. 45.
18. L. T. Schönbein, Menschen und Dinge. Stuttg. 55.
19. H. C. Oersted, Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur. 2 Bände. Leipz. 51. (Das Vergnügen, welches die Töne hervorbringen, Naturlehre des Schönen, das Unschöne in der Natur, Christentum und Astronomie, der Weg von der Natur zu Gott u. s. w.
20. W. Preyer, Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme. Berl. 80. (Allg. Lebensbedingungen, Ursprung des Lebens, Grenzen sinnlicher Wahrnehmung, Psychogenesis u. a.)

(Fortsetzung in jedem Heft.)

Druck von Ernst Röttger in Kassel.